Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 27 – 8. Juli 2006 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

Grau statt Grün

Mit Joschka Fischer hat sich der „Übervater" der Grünen verabschiedet, eine Rückkehr in die Politik schloß der 58jährige aus. Ein Nachfolger, der seiner Partei nur annähernd die Medienpräsenz bescheren könnte wie der Ex-Außenminister, ist weit und breit nicht in Sicht.

Die einst bunte Truppe wirkt eigentümlich grau: In ihrer Frühphase standen die Grünen für bunte Provokationen und jugendlichen Maximalismus. Schillernde Personen prägten ihr Bild, zahlreiche Initiitiven und Organisationen trugen die Partei. Der Aufstieg gipfelte in sieben Jahren Rot-Grün. Nun sitzen die Grünen in keiner Landesregierung mehr, ihren vermeintlichen Hoffnungsträgern mangelt es an Ausstrahlung. Das Porträt einer Partei in der Krise auf Seite 4

WM: Was bleibt

Sie war mehr als eine bloße Fußballweltmeisterschaft – jedenfalls für den Gastgeber Deutschland. Nun werden die Fahnen eingerollt, die Fanfeste und Autokorsos sind nur mehr eine wundervolle Erinnerung.

Viele fragen: Hat diese einmonatige Dauerfeier Deutschland über den Tag hinaus verändert? Oder war der vielbesprochene „neue Patriotismus" nur ein sommerliches Strohfeuer?

Wer nun auf eine plötzliche, radikale Neujustierung des Verhältnisses der Deutschen zu ihrer Nation allein durch das zurückliegende Ereignis hofft, der dürfte bald enttäuscht werden. Vieles bleibt im Argen, allem voran das Geschichts- und Traditionsbewußtsein. Und doch hat sich etwas getan. Ein Volk ist freier geworden – im Umgang mit sich und seinen Symbolen wie mit der Welt. Viele haben sich erstmals leidenschaftlich als Teil einer Nation gefühlt. Seite 5



Die ersten deutschen Soldaten sind im Kongo: Das Kommando „Schnelle Einsatzkräfte Sanitätsdienst Ostfriesland" Foto: pa

In der Wagenburg

Heftige Kritik an Gesundheitsreform – Koalition unter Rechtfertigungszwang

Von KLAUS D. VOSS

Ganz neu ist die Trotzreaktion nicht: Die Berliner Koalitionäre bilden eine Wagenburg gegen die verheerende Kritik aus dem ganzen Land – sie kämpfen ums politische Überleben. Nach Steuerbetrug und Finanzchaos ist mit der verpaßten Chance zur Gesundheitsreform jedes Vertrauen aufgebraucht. Große Koalitionen sind auftragsgebunden – sie müssen große Dinge vollbringen – oder sie verlieren ihre Berechtigung. In diesem Sommer wird sich alles nur um diese eine Frage drehen: Wie lange noch?

Zunächst sollte die Koalition die Lüge lassen, ihr sei eine Reform des Gesundheitssystems gelungen. Verabredet wurde bloß die Sicherstellung seiner Finanzierung, allerdings nur auf kurze Sicht. Die Anpassung der Bismarck'schen Sozialsysteme – 125 Jahre lang Vorbild für die ganze Welt – an den modernen Medizinbetrieb hat die Merkel-Mannschaft im Ansatz überfordert. Der Wirtschaftszweig Medizin mit 145 Milliarden Euro Jahresumsatz wird jetzt durch eine saftige Beitragserhöhung verwöhnt: Teuer kommt die Bundesbürger die Entscheidung, das Gesundheitssystem mit Steuern zu stützen. Bisher leistete der Staat Zuschüsse für bestimmte Vorhaben und Aufgaben, jetzt ist er voll in die Finanzierung einbezogen. Das mindert den Sparzwang und erleichtert es Politikern, durch Drehen an der Zuschußschraube im Wahlkampf wohlgefällige Beitragshöhen vorzutäuschen.

Eine Sturzgeburt ist der Zentralefonds zur Verwaltung der Beitrags-Milliarden. Der Staat legt künftig allein die Beitragshöhe für diesen Fonds fest, zahlt an die gesetzlichen Krankenversicherungen aber nur einen reduzierten Pauschbetrag aus, aus dem alle Leistungen zu bestreiten sind. Dieses bürokratische Fonds-Monster ist nichts anderes als angewandter Kassen-Sozialismus; auch der Glaube, die gesetzlichen Krankenversicherungen könnten sich durch vernünftiges Wirtschaften Vorteile gegenüber der Konkurrenz verschaffen und neue zahlende Mitglieder gewinnen, beruht auf sonderbaren Ansichten. Die Margen sind zu gering, um damit die Welt zu bewegen.

Aufgegeben wird mit der Einführung eines Zentralfonds die Grundkonstruktion der Sozialversicherungen, nämlich die prinzipiell staatsferne Selbstverwaltung und Selbstverantwortung. Bisher hatte die Politik nur die Macht, über Gesetze die Leistungen der Krankenkassen zu dirigieren, jetzt hat sie Zugriff auf das gesamte Beitragsvermögen.

Eine Bitte zum Schluß: Sein lassen sollten Politiker die peinlichen Vorstellungen mit ihren Nachtsitzungen. Kaum ein Bürger will glauben, daß sich die Polit-Heroen mit äußerster Kraftanstregung für die Belange des Staates einsetzen. Ordentliche Leistungen bei Tageslicht wären deutlich besser. Schlechte Beispiele gibt es wirklich genug: Die mit großen Hoffnungen verbundene Arbeitsmarktreform Hartz IV war vor zwei Jahren im Vermittlungsausschuß ebenfalls in einer langen Nachtsitzung festgelegt worden – mit allen Denkfehlern und handwerklichen Mißgriffen, die sich später offenbarten. Die finanziellen Folgen zahlen jetzt die Steuerbürger ab.

KLAUS D. VOSS:

Abenteuer

Man kann den deutschen Soldaten nur die Daumen drücken und viel Glück wünschen – das werden sie im Kongo brauchen. Bis Monatsende wird das Kontingent auf Sollstärke sein, dann beginnt die heiße Phase. Es ist der bisher schwerste, weil am wenigsten kalkulierbare Bundeswehreinsatz im Ausland.

Vage umschrieben ist nur der Auftrag, im Notfall Fluchthelfer für die Gruppe internationaler Wahlbeobachter zu sein. Die politische Dimension dieses Einsatzes erschließt sich aber nicht.

Die Einsatzstrategie ist, offen gesagt, abenteuerlich. Auch die deutschen Soldaten wissen nicht, wo bildlich gesprochen „der Feind steht". Unerträglich in einem Land, wo jeder auf jeden schießt. Der politische Kopf der Bundeswehr ersetzt Führungskunst lieber durch Tuchfühlung – Verteidigungsminister Jung ließ es sich in dieser Woche nicht nehmen, das Vorauskommando in Kinshasa persönlich zu inspizieren.

Der Minister mag bestreiten, daß die Soldaten schlecht ausgerüstet sind, nur mäßig geführt werden. Er mag weiter beteuern, daß trotz des Milliarden-Defizits bei den Rüstungsausgaben die Bundeswehr alle Aufgaben auch in Zukunft erfüllen könne.

In diesem Punkt hat er unmittelbaren Handlungsbedarf. Die Bürokratie in der Bundeswehr hat ein Ausmaß erreicht, das die Truppe eher lähmt als stützt: Die erste Amtshandlung der Militärverwalter im Bürgerkriegsland Kongo war, ausreichend Kostenvoranschläge für die Bereitstellung von Trinkwasser einzuholen.

Es wärmt das Herz zu wissen, daß auch in Afrika alles mit rechten Dingen zugeht, auf deutscher Seite jedenfalls.

Erneuter Rückschlag für die Opfer von Dresden 1945

Stadt bewilligt kein Geld für Computer-Simulation – Bisherige Ergebnisse der Historikerkommission ergeben nichts Wesentliches

Von H.-J. VON LEESEN

Die vom damaligen Dresdner Oberbürgermeister Ingolf Rossberg (FDP) im November 2004 ins Leben gerufene Historikerkommission sollte die Totenzahlen der Luftangriffe auf Dresden im Februar 1945 wissenschaftlich ermitteln. Damit wollte er, so Rossberg, „rechtskonservativen und neonationalsozialistischen Kreisen den Wind aus den Segeln nehmen", die den von der Stadt veröffentlichten Verlustzahlen von 25 000 bis 35 000 nicht trauten und sich damit, wie der Oberbürgermeister schimpfte, einer „ebenso dreisten wie gefährlichen Instrumentalisierung" schuldig machten. Über eineinhalb Jahre lang existiert nun die Kommission, und nun scheint ihre Ende besiegelt zu sein, ohne daß sie bisher Brauchbares zu Tage gefördert hat. Der Finanzausschuß des Stadtrates hat soeben der Kommission die beantragten zusätzlichen Mittel nicht bewilligt. Weitere 200 000 Euro wollte der Kommissionsvorsitzende, der aus dem zum Bundesverteidigungsministerium gehörenden Militärgeschichtlichen Forschungsamt stammende Prof. Dr. Rolf-Dieter Müller, haben, um unter anderem damit eine Computersimulation des Feuersturms anfertigen zu lassen. Damit wird es nun nichts mehr, braucht Dresden doch das Geld, um die laufenden Kosten von Schwimmbädern aufzubringen, wie Stadtverordnete im Ausschuß erklärten. Gleicher Meinung waren die Vertreter von CDU, SPD, Bürgeraktion, FDP, während die Linkspartei / PDS und die Grünen das Geld locker machen wollten.

In Gesprächen mit Stadtverordneten erfährt man, daß die Abneigung gegen den Oberbürgermeister Rossberg eine Rolle bei der Ablehnung weiterer Mittel gespielt hat. Rossberg, wegen eines Strafverfahrens wegen Untreue, Vorteilsnahme und Beihilfe zum betrügerischen Bankrott vom Dienst suspendiert, hatte der Kommission Vorgaben gemacht, die Zweifel aufkommen ließen, ob die Wissenschaftler ergebnisoffen und wissenschaftlich arbeiten durften.

Damit dürfte jetzt Schluß sein, denn das Votum des Finanzausschusses soll endgültig sein. Würde das Thema nämlich in die Ratsversammlung Beschlußfassung weitergegeben, dann, so die Sorge mancher Kommunalpolitiker, würden die im Rat vertretenen Rechten aus der Pleite der Kommissionsarbeit Gewinn ziehen.

Die Arbeit einer wissenschaftlich wirklich sauber arbeiten Kommission wäre zu begrüßen gewesen, denn es gibt noch zahlreiche offene Fragen. Immer wieder hört man, daß es unbekannte weitere Massengräber von Luftkriegsopfern geben soll. Ungeklärt ist die Zahl der schlesischen Flüchtlinge, die sich in der Angriffsnacht in der Stadt befanden und umkamen. Zwar hatte die Kommission ein weiteres Mitglied aufgenommen mit der Maßgabe, die zahlreichen bei der Kommission eingegangenen Augenzeugenberichte auszuwerten, doch liegen die noch unbearbeitet bei den Akten. Auch sollen im Stadtarchiv bislang nicht berücksichtigte Berichte weiterer Bergungstrupps gefunden worden sein. Auf dem durchgeführten öffentlichen „Workshop" der Historikerkommission erklärte eines ihrer Mitglieder, es sei „seltsam, daß selbst einfach erreichbare Quellen bisher nicht ausgewertet wurden".

Es ist einigermaßen erstaunlich, daß nach eineinhalbjähriger Arbeit die 13 Historiker der Kommission nichts neues ermitteln konnten, was einer hieb- und stichfesten Prüfung standhalten könnte.

Man kann Verständnis für die Stadtratsmitglieder aufbringen, die den Eindruck haben müssen, daß die vom Oberbürgermeister Rossberg zunächst angesetzte halbe Million Euro für die Arbeit der Kommission ihnen über den Kopf zu wachsen droht, und das auch, obgleich Dresden sich kürzlich durch den Verkauf nahezu aller stadteigenen Wohnungen von allen Schulden befreien konnte. Allerdings stand die Kommission von Anfang an durch propagandistische Verlautbarungen des Oberbürgermeisters ebenso wie ihres Vorsitzenden in einem schiefen Licht, so daß das eventuelle Ergebnis ihrer Arbeit für weite Kreise unglaubwürdig gewesen wäre.

So bleibt es weiterhin privaten Forschern vorbehalten, und deren gibt es überraschend viele, den Ereignissen und den Opfern vom Februar 1945 in Dresden nachzugehen, um aufzuklären, wie es eigentlich gewesen ist.

DIESE WOCHE

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr:

Die Steuern von Morgen

Gesamtgesellschaftliche Leistungen" der Krankenkassen wie die kostenlose Mitversicherung von Kindern sollen nun über Steuern finanziert werden. Woher die für 2008 zugesagten 1,5 Milliarden Euro und die versprochenen drei Milliarden Euro für 2009 allerdings kommen sollen, ist noch offen. Steuererhöhungen soll es nach denen von Anfang 2007 jedenfalls nicht geben. Da allerdings für die Mitversicherung der Kinder gut 14 Milliarden Euro benötigt werden, sind derartige Zusagen Makulatur.

1.511.005.538.537 €

(eine Billion fünfhundertelf Milliarden fünf Millionen fünfhundertachtunddreißigtausend und fünfhundertsiebenunddreißig)

Vorwoche: 1.509.726.112.811 €
Verschuldung pro Kopf: 18.315 €
Vorwoche: 18.299 €

(Stand: Dienstag, 4. Juli 2006, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Nicht der einzige Dauerpatient

Auch das Ausland kämpft mit der Bezahlbarkeit seines Gesundheitswesens

Von H.-J. Mahlitz

Das Grundproblem ist überall gleich: Die Menschen werden, statistisch gesehen, immer älter, die Medizin, die dies ermöglicht, wird immer aufwendiger und teurer, immer weniger Steuer- und Beitragszahler müssen immer mehr ärztliche Leistungen finanzieren. Das ist in Schweden nicht anders als in Spanien, in Österreich ähnlich wie in den USA, und im Prinzip jammern Engländer und Franzosen über dieselbe Malaise wie wir Deutschen – kein Land der sogenannten westlichen Welt, wo Gesundheitsreform nicht ein Dauerthema wäre.

Freilich hilft uns die Gewißheit, daß andere auch ihre Probleme mit der Gesundheit haben, nicht weiter; unsere „Hausaufgaben" müssen wir selber machen. Dennoch kann es helfen, über die Grenzen zu schauen: Wie machen es die anderen? Kann man vielleicht etwas von ihnen lernen – oder auch deren Fehler vermeiden?

Drei Modelle konkurrieren miteinander: das steuerfinanzierte staatliche Gesundheitssystem (Großbritannien, Italien), die beitragsfinanzierte gesetzliche Pflichtversicherung (Deutschland, Frankreich) und die reine Privatversicherung (USA, Schweiz). In den weitaus meisten Ländern, so auch bei uns, dominiert jeweils eines dieser Systeme, wird aber durch andere Elemente ergänzt.

Frankreich: Rund 90 Prozent der Franzosen sind über die „Régime général d'assurance maladie" oder kleinere Kassen für spezielle Berufsgruppen versichert. Häufig müssen sie bei Arzt und Apotheker in Vorleistung gehen und sich ihr Geld von der Kasse zurückholen. Der Eigenteil beträgt 25 Prozent der Arzthonorare und 30 Prozent der Medikamente; Bedürftige, chronisch Kranke und Mütter während einer gesetzlich festgelegten Zeitspanne sind davon befreit. Die Arbeitgeber zahlen 12,8 Prozent des Bruttogehalts, die Arbeitnehmer nur 0,75 Prozent. Da dies mit der Zeit nicht ausreichte, wurde vor 15 Jahren eine allgemeine Sozialsteuer eingeführt (7,5 Prozent auf 95 Prozent aller Bruttoeinkünfte – ohne Begrenzung!).

Für die Ärzte gibt es feste Gebührensätze, die aber zu Lasten des Patienten überschritten werden dürfen. Dadurch kann die Selbstbeteiligung auf 40 Prozent steigen. Nicht zuletzt wegen dieser Risiken haben nahezu alle Franzosen private Zusatzversicherungen.



Ärztestreik: Leipziger Mediziner simulierten eine Auswanderung in „gesündere" Länder. Foto: pa

Seit rund drei Jahrzehnten taumelt das französische Gesundheitssystem von einer Krise in die nächste. Die Kosten explodieren; bislang gab es etwa 20 Gesundheitsreformen, die sich am Ende aber meist auf das Erschließen neuer Geldquellen konzentrierten.

Positiv ist festzuhalten: Frankreich hat vergleichsweise niedrige Arzneimittelpreise, und das Niveau der ärztlichen Versorgung wird im internationalen Vergleich hoch eingestuft. Bei der WHO steht die Grande Nation sogar auf dem ersten Platz, allerdings sind die Erhebungsmethoden umstritten.

Großbritannien: Seit 1948 versucht London, mit dem „National Health Service" die klassenlose Medizin zu verwirklichen. Das System wird zu 80 Prozent aus Steuern finanziert, zu 20 Prozent aus Sozialabgaben der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Damit ist zwar die Grundversorgung für jeden gewährleistet, aber alles, was darüber hinausgeht, muß über private Zusatzversicherungen oder individuelle Zuzahlungen teuer erkauft werden und ist oft mit unzumutbaren Wartezeiten verbunden. Die britischen Politiker haben inzwischen die zentrale Schwäche erkannt und investieren massiv im Personalbereich. So soll innerhalb von fünf Jahren die Zahl der Chefärzte um 50 Prozent angehoben werden; mit leistungsgerechter Honorierung will man auch Mediziner aus dem Ausland, zum Beispiel aus Deutschland, anwerben. Die bisherigen Reformschritte haben aber bereits zu erheblichen Kostensteigerungen geführt, so daß die Briten letztlich einen grundsätzlichen Systemwechsel wagen müssen. Ähnliche Erfahrungen haben übrigens die **Schweden** gemacht: Ihr steuerfinanziertes Gesundheitssystem wirkt zwar durch eine breite Palette sozialer Wohltaten recht sympathisch, hat sich in der Praxis aber als teuer, ineffektiv und reformbedürftig erwiesen.

Schweiz: Alle Schweizer zahlen eine Pauschale in eine der privaten Versicherungen ein; die Höhe richtet sich nicht nach dem Einkommen, sondern nach dem Wohnort. Das Niveau der daraus finanzierten Grundversorgung ist hoch, weitergehende Leistungen (wie Zahnersatz) müssen extra bezahlt oder versichert werden. Dieses Modell hatte bei der ursprünglichen „Kopfpauschale" der Union Pate gestanden.

USA: Der Amerikaner muß grundsätzlich selbst für seinen Krankenversicherungsschutz sorgen. Arbeitgeberbeiträge zu Privatkassen sind freiwillig. Jeder zehnte US-Bürger ist überhaupt nicht versichert. Nur Arme und Alte genießen staatliche Hilfe. Das System ist unsozial und extrem teuer. Die medizinischen Leistungen bewegen sich allerdings auf höchstem Niveau.

Kosten des Gesundheitswesens in Prozent des Bruttoinlandprodukts:

Deutschland: 11,1 Prozent
Frankreich: 10,1 Prozent
Großbritannien: 9,4 Prozent
Schweiz: 11,5 Prozent
USA: 15 Prozent

Kosten pro Kopf in US-Dollar:

Deutschland: 2 996
Frankreich: 2 903
Schweiz: 3 781
USA: 5 635

Einer der letzten Aufrechten

Der ehemalige Bundesminister Heinrich Windelen feiert seinen 85. Geburtstag

Dem Deutsch-Polnischen Grenzbestätigungsvertrag von 1990 mochte Heinrich Windelen im Deutschen Bundestag nicht zustimmen. Damit blieb er Angehöriger einer kleinen Schar von 15 Aufrechten um Herbert Czaja und Hartmut Sauer, die am 21. Juni 1990 im Deutschen Bundestag aus „völkerrechtlichen Gründen und wegen der Verletzung des Selbstbestimmungsrechts des deutschen Volkes" das Vertragswerk ablehnten.

Der letzte Vertriebenenminister: Heinrich Windelen

1991 schlug der ehemalige Bundesvertriebenenminister Windelen auf dem großen Deutschlandtreffen der Ostpreußen in Düsseldorf in die gleiche Kerbe. Man könne das Rad der Geschichte zwar nicht zurückdrehen. Es drehe sich aber auch unaufhaltsam weiter. Verzichtserklärungen könnten daran nichts ändern. „Die Geschichte hat eben mehr Phantasie als die meisten Politiker", so seine schlesische Mahnung an die Schnellabwickler der ostdeutschen Frage.

Windelen, der am 25. Juni sein 85. Lebensjahr vollendete, wurde 1921 in Bolkenhain am Nordhang des Riesengebirges als Sohn eines Lederwarenfabrikanten geboren. Nach seinem Abitur in Striegau begann er ein naturwissenschaftliches Studium an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau. Der Krieg beendete seine akademische Laufbahn allerdings, noch bevor sie richtig begonnen hatte. 1941 eingezogen, geriet er verwundet und im Range eines Feldwebels 1945 in Gefangenschaft.

Nach Kriegsende begann 1946 sein neues Leben mit einer kaufmännischen Lehre und in der westdeutschen Politik mit seinem Eintritt in die CDU im münsterländischen Warendorf. Nach ersten Erfahrungen in der Kommunalpolitik gehörte Windelen von 1957 bis 1990 dem Bundestag an. Unter Kiesinger war er 1969 für einige Monate der letzte Vertriebenenminister. Das Ministerium wurde unter der Regie der sozialliberalen Koalition abgeschafft. Helmut Kohl zog den in seinem Bekenntnis zur Wiedervereinigung unanfechtbaren Windelen 1983 für vier Jahre in sein Vertrauen und berief ihn zum Minister für innerdeutsche Beziehungen.

Der Schlesier stimmte gegen die Besiegelung der Oder-Neiße-Grenze

Über die Fraktionsgrenzen hinaus erlangte Heinrich Windelen auch als Vorsitzender des Haushaltsausschusses hohe Anerkennung.

Nur wenigen Alt-Politikern mit ernstzunehmender Karriere kann man am Ende ihres öffentlichen Lebens eine konsequente gesamtdeutsche Haltung über die gesamte Strecke nachsagen. Windelen gehört zu diesen stand- und wahrhaft Gebliebenen.

Sein klares Bekenntnis zu seiner schlesischen Heimat hinderte seine Geburtsstadt Bolkenhain (heute poln. Bolkow) übrigens nicht daran, ihm die Ehrenbürgerschaft zu verleihen.

Der Jubilar lebt heute im Kloster zum Heiligen Kreuz in Freckenhorst und erfreut sich eines klaren Geistes. *B. Knapstein*

Grundgesetz für Berlin geändert

Von Harald Fourier

Bisher stand im Grundgesetzartikel Nummer 22 nur der Satz: „Die Bundesflagge ist Schwarz-Rot-Gold.“ Diesen Satz hat der Bundestag letzte Woche um drei weitere ergänzt. Sie lauten: „Die Hauptstadt der Bundesrepublik Deutschland ist Berlin.
Die Repräsentation des Gesamtstaates in der Hauptstadt ist Aufgabe des Bundes.
Das Nähere wird durch Bundesgesetz geregelt.“

Seit Jahren hat Klaus Wowereit dafür gekämpft, daß diese Hauptstadtklausel ins GG kommt. Sollte der Bundesrat zustimmen (wovon auszugehen ist), dann hat er es endlich erreicht. In der Senatskanzlei dürften die Sektkorken geknallt haben.

Aber damit ist natürlich noch nichts gewonnen. Noch ist Berlin bettelarm. Noch klagt es gegen den Bund wegen der Haushaltskrise. Noch ist die Hauptstadtklausel geduldiges Papier, das es mit Leben zu füllen gilt.

Wowereits stellvertretender Pressesprecher drückte es ausgesprochen salopp aus: „Das heißt nicht, daß sofort die Kohle fließt.“
Berlin macht zu recht geltend, daß die großen Demonstrationen und Polizeieinsätze bei Großveranstaltungen immer vom Land getragen werden müssen, obwohl Demonstranten und Partygäste vor allem deswegen nach Berlin kommen, weil die Stadt deutsche Hauptstadt ist.

Doch die Erstattung der Kosten für Polizeieinsätze alleine wird nicht reichen. Berlin braucht mehr. Viel mehr.
Deswegen klagt die Stadt ja auch auf Haushaltsbeihilfen. Doch mit einem Urteil ist erst nach der Abgeordnetenhauswahl zu rechen – ein eher schlechtes Omen für den Haushalt der deutschen Metropole.

Die einzig richtige Entscheidung, die der Bund treffen kann, ist der endgültige Umzug aller Ministerien nach Berlin. Die 10 200 Ministerialen in Bonn gehören nach Berlin, wo lediglich 8 800 Regierungsbeamte ihren Dienst verrichten.

Der Rechnungshof hat schon mehrfach gerügt, daß das Hin und Her zwischen beiden Städten Millionen verschlingt. (Das hat übrigens den positiven Nebeneffekt, daß Berliner kostengünstig und selbst auf den letzten Drücker zum Flughafen Köln-Bonn jetten können. Das Angebot an Flugverbindungen ist ausgezeichnet.)

Die Große Koalition kann es leisten. Auch muß die SPD nicht mehr Rücksicht auf ihre „Basis“ in Nordrhein-Westfalen nehmen, seit sie da nicht mehr regiert. Johannes Rau ist tot, Wolfgang Clement pensioniert. Was hält die Wahlberlinerin Angela Merkel eigentlich davon ab? Einen Vorteil hätte es auch für sie: Es würde fast nichts kosten, Berlin aber viel bringen.

Der »Mann mit dem Kompaß«

Friedbert Pflüger verschärft seinen Wahlkampf, doch Wowereit hat weiterhin die Nase vorn



Erfolglose Selbstinszenierung: Obwohl Friedbert Pflüger, von Imageberatern geschult, Berlin frischen Wind verspricht, sagen Umfragen ein für die CDU mehr als unerfreuliches Wahlergebnis voraus.

Foto: O'Brian

Von Patrick O'Brian

Im Olympiastadion ist die Hölle los. Soeben hat Deutschland im Elfmeterschießen Argentinien besiegt. Klaus Wowereit tritt an seinen Herausforderer Friedbert Pflüger heran. „Und das ist jetzt wieder ein halbes Prozent mehr für mich“, sagt er gehässig. Pflüger lächelt gequält.

Als Merkels Staatssekretär am nächsten Tag auf dem CDU-Programmparteitag in der „Urania“-Halle diese Szene vom Vortag schildert, da haben die meisten seiner Parteifreunde schläfrige Augen. Die nächtliche Feier über den Einzug der deutschen Mannschaft ins Halbfinale hat Spuren hinterlassen.

Die CDU ist zusammengetreten, um ihr Wahlprogramm zu beschließen. Ein Programm, das nicht die reine CDU-Lehre verkündet. So werden „Patchworkfamilien“ und alleinerziehende Mütter als die „Zukunft“ dargestellt. Die Partei fordert in einem Anflug von Willy Brandts „Mehr Demokratie wagen“ die Wahl eines Landesjugendparlaments, das „nach den Grundsätzen der parlamentarischen Demokratie zu wählen ist“. Es soll Jugendlichen helfen, sich „in den politischen Meinungsbildungsprozeß einzubringen“. Ferner widersetzt sich die CDU dem Verkauf landeseigener Wohnungen. Diese Linie teilt mit ihr nur die WASG, die gegen alle „neoliberalen Privatisierungen“ ist. Aber wer liest schon Wahlprogramme?

Zu den müden Delegierten gesellen sich drei Redner, die eher zur zweiten Garnitur der Partei gehören. Die Kanzlerin, die noch zu Pflügers Nominierung Zeit in ihrem Terminkalender freigeschaufelt hatte, bleibt diesmal fern. Sie will nicht mit den schlechten Umfragewerten aus Berlin konfrontiert werden. Pflügers CDU ist runter auf 24 Prozent.

Die letzte Forsa-Umfrage sieht Wowereits SPD bei auch nicht gerade berauschenden 33 Prozent, aber immer noch neun Punkte vor der oppositionellen CDU. Die Linke / PDS und die Grünen konkurrieren mit 15 beziehungsweise 14 Prozent um den dritten Platz, die FDP liegt bei acht.

Es sind an diesem 1. Juli noch genau 79 Tage bis zur Wahl, und die Union kommt nicht in Gang. Bundesbildungsministerin Schavan soll der Basis Mut machen. Sie steht für eines der Pfunde, mit denen die CDU wuchern kann: Schule und Ausbildung.

Annette Schavan muß die Rütli-Schule gar nicht erwähnen. Sie sagt über die Berliner Bildungsmisere: „Die Kinder fangen zu spät an zu lernen, Begabtenförderung findet nicht statt, und über Leistung reden wir gleich gar nicht.“ Dafür bekommt sie Applaus. Sogar 53 Prozent der SPD-Anhänger sagen, der Senat habe bei der Bildungspolitik versagt.

Für ihren Berliner Amtskollegen Klaus Böger (SPD) hat sie deswegen nur Häme übrig: „Manchmal ist das Leben ja auch gerecht. Er tut mir fast leid, manchmal jedenfalls“, findet sie. Pflüger müsse Regierender Bürgermeister werden, weil er einen Kompaß besitze.

Das Bild vom Kompaß benutzen alle Redner, auch Pflüger selbst, wenn er über sich spricht. Augenscheinlich hat eine von der Parteispitze beauftragte Werbeagentur zusammengesessen und nach einem Schlüsselwort gesucht.

Was suchen die Menschen in einer Zeit wie der unseren, in einer Zeit der Desorientierung? Diese Frage stand im Raum, bis jemand „Kompaß“ sagte. Jetzt sind alle darauf eingeschworen, Friedbert Pflüger als „Mann mit einem Kompaß“ darzustellen.

Der Kandidat beginnt um 11.40 Uhr mit seiner 50minütigen Rede. Pflüger bleibt zunächst sachlich. Kurz nach Beginn seiner Rede ergießt sich ein Blitzlichtgewitter über ihn. Pflüger schimpft: „Ja, das ist weil ich mir gerade ein wenig Schweiß von der Stirn tupfen mußte.“ Motto: Seht her, die bösen Fotografen fotografieren mich in unvorteilhafter Pose, die Medien sind schuld.

Eine ähnlich Situation hat sich bei der Nominierung von Klaus Wowereit im Mai im Kino „Kosmos“ zugetragen: Um den Kameras zu entgehen, drehte sich der Regierende kurz um, strich mit einem Tuch über die Stirn. Das ganze wurde auf die Großbildleinwand übertragen. Alle im Kinosaal lachten schallend.

Deswegen hat es einer wie Pflüger so schwer: Wo Wowereit die Sympathie der Medienleute auf seiner Seite weiß, da herrscht bei der Union nur gegenseitiges Mißtrauen.

Pflüger kann gegen den beliebten Amtsinhaber nur mit Inhalten punkten. Eine der wichtigsten Forderungen bezieht sich auf die geplante Schließung des Flughafens Tempelhof. „Wollen wir diese Perle wirklich aufgeben?“ fragt er. Die ganze Welt beneide uns schließlich darum. So versucht er auch die Haltung des letzten CDU-geführten Senats vergessen zu machen, der auch stets die Schließung im Plan hatte.

Pflüger schlägt vor, den Flughafen für eine „Luftbrücke der Ideen“ zu nutzen. „Holen wir Unternehmensgründer aus New York, aus London, aus Abu Dhabi, damit sie zwei Jahre lang umsonst Firmen in dem Gebäude gründen“, lautet sein Vorschlag. Dazu will er eine deutsch-türkische Eliteuniversität und einen Ableger der „Havard Business School“ ansiedeln. Diese Konzept nennt er TTT – „Tempelhof Talent Tour“. Neben dem „Kompaß“ bestimmt die zweite Idee, die sich eine Werbeagentur ausgedacht hat.

Von 27 Schüssen durchsiebt

Engagierte Bürger beleben Erinnerung an die Mauertoten und treiben Museumsprojekt voran

Von Markus Schleusener

Marinetta Jirkowski hatte das Leben im Osten satt. Sie wollte nicht mehr gegängelt werden, sie wollte sich nicht vorschreiben lassen, was sie lernen darf und was sie zu glauben hat. Und sie wollte sich nicht wie ein Arbeitstier in den sozialistischen Produktionsprozeß eingliedern.

Deswegen beschließt die 18jährige, die aus einem kleinen Dorf bei Berlin stammt, in den Westen zu fliehen. Mit ihrem Verlobten und einem Freund erkundet sie am Abend des 21. November 1980 die Grenzbefestigungen bei Hohen Neuendorf. Die drei sind sich einig: In der kommenden Nacht werden wir es versuchen.

In der darauffolgenden Nacht pirschen sie sich an die erste Mauer heran. Sie haben Leitern dabei. Die erste Mauer bezwingen sie zusammen, auch den Stacheldraht. Über die dritte und letzte Mauer, die sie vom sicheren Territorium West-Berlins trennt, kommen nur die beiden Männer, denn Marinetta Jirkowski ist zu klein, kommt mit den Händen nicht zum Mauersims. Der Verlobte versucht sie hochzuziehen. Da fallen Schüsse – nicht einer oder zwei, sondern 27 an der Zahl. Die Grenzsoldaten haben ganze Arbeit geleistet. Die Schwerverwundete schaffen sie auch noch ins Krankenhaus. Hier verstirbt Marinetta Jirkowski, geboren 1962, in einer dunklen Novembernacht.

Staatssicherheit beschlagnahmte Fotos

Hinterher versucht das Ministerium für Staatssicherheit (MfS), westliche Presseberichte zu unterbinden. Unverzüglich machen sich Handlanger des Spitzelstaates daran, sämtliche Bilder der Getöteten bei Verwandten und Freunden zu beschlagnahmen.

Die Geheimen in der Normannenstraße erwägen, einer westlichen Redaktion ein falsches Bild zuzuspielen. Um die Berichterstattung im freien Westen zu diskreditieren, die mit gefälschten Fotos arbeite. Das Unterfangen schlägt aber fehl, weil die beiden Männer, denen die Flucht gelungen ist, ihr Schicksal publik machen.

Auf der Westseite der Mauer haben Angehörige der Getöteten dann ein Holzkreuz angebracht, das an ihr Schicksal erinnern sollte. Dieses Holzkreuz wurde jedoch von einem IM aus dem Westen entfernt und nach Ost-Berlin verbracht.

Die ganze Geschichte der Marinetta Jirkowski hören diejenigen, die zur Lesung von Mareen Walus gehen. Die junge Frau steht an der Bernauer Straße. Früher verlief hier die Mauer. Ein kleines Stück der Mauer steht noch. Hier gab es spektakuläre Tunnel. Hier ist auch das landeseigene Mauermuseum. Wenn das (private) Museum am „Checkpoint Charlie“ für das Sensationelle und das Internationale steht, dann ist die Bernauer Straße der richtige Ort, um die Mauer als Stätte des deutschen Einzelschicksals zu zeigen.

Mareen Walus verliest aus Stasiakten, aus Unterlagen von Grenzsoldaten. Fünf Biographien trägt sie vor. „Der ganze Zyklus dauert eine Stunde“, sagt sie. Es kommen Berliner und Berlin-Touristen. Der Andrang hält sich an diesem heißen Sonntag in Grenzen.

Veranstalter der Mauer-Begehung an der Bernauer Straße ist der Verein „Berliner Mauer-Gedenkstätte“. Am Nordbahnhof, wo die Tour startet, steht Dr. Günter Schlusche von eben diesem Verein. Er erläutert, warum das Erinnern gerade an dieser Stelle so wichtig ist: „Hier sind zwölf oder 13 Leute getötet worden.“

Jetzt ist ein Verzeichnis geplant, in dem vermerkt ist, wer unter welchen Umständen ums Leben gekommen ist. Erst die Aufarbeitung der Stasi-Unterlagen hat dies möglich gemacht.

„Wie haben die Familien gelebt, deren Haus genau an der Mauer stand?“ fragt er. Stück für Stück

Menschen mußten ihr Zuhause verlassen

wurden die Bewohner der Grenzhäuser umgesiedelt, mußten ihre Wohnungen räumen. Darunter auch die Familie der langjährigen brandenburgischen Sozialministerin Regine Hildebrandt.

Die DDR-Grenzpolizei handelte so, weil immer wieder Anwohner der unmittelbaren Mauer zu fliehen versuchten. Jeder kennt das Bild der alten Frau kurz vor dem Sprung, die sich noch am Fenster festhält, während der Grenzer schon hinter ihr her ist.

Schlusche ist in dem Verein für Planungs- und Baukoordination zuständig. Er hat mit Bauherren zu tun, die nach der Wende die Grundstücke erworben haben. Trotz Erteilung eines Bauantrages hat der erste bereits verzichtet, um eine große Mauergedenkstätte zu ermöglichen, die vom Nordbahnhof bis zum Mauerpark reicht.

Ingenieur Schlusche möchte die Mauer und die dahinterliegenden Grenzbefestigungen zeigen – die Mauer als ganzes also. Das Grenzregime war sehr tief gestaffelt, umfaßte mehrere Mauern, Zäune, Stacheldrähte. Im Laufe der Jahre wurden die Befestigungen der Grenze immer undurchdringlicher.

In den kommenden Wochen soll weiter darüber diskutiert werden, wie das Gedenken an die Mauer aussehen könnte. Die Bürger sind herzlich dazu eingeladen: www.berlin.de/mauerdialog. Am 5. September um 19 Uhr soll eine abschließende Bürgerversammlung im Mauermuseum (Bernauer Straße 111) stattfinden.

Zeitzeugen



Petra Kelly – Die Friedensaktivistin (Studium in den USA) setzte sich für den US-Wahlkampf der Kennedys ein, war nach SPD-Austritt Mitbegründerin und erste Bundessprecherin der Grünen. Das Idol / Gewissen der Partei zog 1983 in den Bundestag ein, engagierte sich für Frieden, Menschenrechte und Minderheiten, so auch für Tibet. Ihr Lebensgefährte, der General und grüne Spitzenpolitiker Gert Bastian, erschoß sie 1992 und tötete sich dann selbst.

Otto Schily – Der Rechstanwalt aus anthroposophischer Familie engagierte sich früh unter sozialistischen Studenten, arbeitete als RAF-Anwalt (Mahler, Dutschke, Ensslin). Er war Berliner-Partei-Mitbegründer, „Realo“, bis 1984 im Sprecherrat der Fraktion. Nach einer gescheiterten Kandidatur 1989 trat er bei den Grünen aus.



Jutta Ditfurth – Die Sozialwissenschaftlerin adeliger Abstammung, Fischer-Gegnerin und Grünen-Mitbegründerin stand stets für den „Fundi“-Flügel (Fundamentalisten), bezeichnete vergleichsweise weniger linke Ökologen gern als „Ökofaschisten“. Sie kam über die Paragraph-218- / Anti-Atom-Bewegung zu den Alternativen. Mit der grünen Wahlniederlage 1990 setzte sie sich ab.

Jürgen Trittin – Der Bremer Grüne unternahm während Göttinger Studienzeiten (Diplom-Sozialwirt) erste politische Gehversuche im Kommunistischen Bund, machte in Niedersachsen ab 1990 als Europaminister Karriere. Seit 1980 bei den Grünen, von 1994 bis 1998 Sprecher des Bundesvorstandes, machte er sich schon vor seiner Zeit als Bundesumweltminister einen Namen als radikaler Ökologe (Dosenpfand, Windenergie).



Herbert Gruhl – Der sächsische Bauernsohn und Umweltschützer wurde 1969 für die CDU in den Bundestag gewählt. Er repräsentierte ab seinem Austritt dort und dem Übergang seiner „Grünen Aktion Zukunft“ in die Grünen 1980 die (später vergessene) „konservative“ Seite der Grünen. Er war neben Kelly erste Grünen-Spitze, trennte sich 1981 von der Partei, um die ÖDP zu gründen. 1990 erhielt er das Bundesverdienstkreuz (Tod 1993).

Die Übriggebliebenen

Joschka Fischer läßt eine Partei zurück, die eher altersgrau als grün erscheint

Von Hans Heckel

Sie sind die Partei der Besserverdienenden. Ihre Wähler verfügten nach einer Umfrage im Auftrag der ARD Anfang 2005 über ein Haushaltsnettoeinkommen von durchschnittlich 2317 Euro. Die Rede ist nicht von der FDP, sondern von den Grünen. Deren Anhänger sind nicht nur wohlhabender als die aller übrigen Formationen, sie sind überdies noch relativ jung (38 Jahre) und überdurchschnittlich gebildet.

Im Grunde alles Voraussetzungen für eine „Avantgarde“, dafür also, die politische Vorhut im Lande zu stellen, welche die politische Richtung angibt für die Zukunft und die anderen Parteien damit hinter sich herzieht.

Nach dem endgültigen Abgang von Joschka Fischer aus der Politik aber erscheinen die Grünen in Wahrheit ganz anders: ausgelaugt, an den Rand gedrängt, mehr grau als grün. Infolge des Abschieds der Galionsfigur Fischer, der sich von der Wahlniederlage im September 2005 bis zum vergangenen Dienstag hingezogen hatte, fällt schmerzlich auf: Es fehlen die neuen Gesichter.

Renate Künast und Fritz Kuhn genießen an der grünen Basis und darüber hinaus ein gewisses Ansehen, beiden gebricht es jedoch an Führungsfähigkeit. Sie werden von möglichen Grün-Wählern als sympathische Fachleute wahrgenommen, mehr nicht. Das Vorsitzenden-Doppelgespann Claudia Roth und Reinhard Bütikofer erreicht nicht einmal dieses Niveau. Bütikofer ist, nicht bloß im Habitus, zum langweilig-gewöhnlichen Parteihakler im täglichen Reichstagsgeplänkel herangerostet. Claudia Roth geriert sich als nimmer-erwachsene Bewegungsgrüne, ihr ungelenker Dauerfuror, der ihr schon vor Jahren den Spottitel „Bundesempörungsbeauftragte“ eingebracht hat, ist alle Tage wieder nur der Quell unfreiwilliger Komik. Die übrigen Kandidaten auf den oberen Rängen vermögen ebensowenig mitzureißen.

Dabei ist die Partei, die stets so stolz darauf war, keine Leitfiguren zu benötigen („basisdemokratisch“) und dann ohne Murren mit Joschka Fischer die Launen eines Übervaters hinnahm, der sich im Grunde seines Herzens kein bißchen um die Befindlichkeiten und Mitbestimmungsrechte der Basis scherte, wie keine andere derzeit auf eine strahlende Führungskraft angewiesen.

Noch immer wirken die Grünen wie übriggeblieben vom „rot-grünen Projekt“. Ihre politischen Gestaltungsmöglichkeiten tendieren gegen Null, sind sie doch in keiner einzigen Landesregierung mehr vertreten. Ihre Parlamentsarbeit scheint allein von der Sorge um die „Errungenschaften“ der sieben Regierungsjahre getrieben zu sein.

Andere große Themen, mit welchen man die anderen Parteien jagen könnte, sind ebensowenig in Sicht. Umweltschutz ist heute das institutionalisierte Anliegen einer Vielzahl staatlicher Einrichtungen und in Gesetze gegossen. Der sozialdemokratische Umweltminister Siegmar Gabriel verteidigt den Atomausstieg mit eigener Inbrunst, weshalb den Grünen hier keine Rolle zukommt außer der des Sekundanten der einen Regierungspartei gegen die andere. Aufgeschreckt von wirtschaftlichen Krisenzeiten sorgen sich die Deutschen zudem auch vielmehr um ihren Arbeitsplatz oder ihre Rente – hier können die Grünen erst recht kaum besonderes Profil gewinnen.

Der Pfad zurück in die „Protestbewegung“, als deren Speerspitze die Grünen trotz immer schon schmaler Mitgliederbasis (45000 Ende 2005) einst eine Vielzahl von Initiativen, Verbänden und „Nichtregierungsorganisationen“ hinter sich versammeln konnten, ist in den Jahren der Schröder-Fischer-Koalition zugewuchert. Junge Linke, die dem Pazifismus huldigen, fühlen sich von ihrer früheren Leitpartei seit dem Kosovokrieg und folgenden Militäreinsätzen unter grüner Regierungsbeteiligung verraten. Die linke Fundamentalkritik an Weltmarkt und Kapitalismus wiederum wird von Organisationen wie „Attac“ aufgesogen – oder weit erfolgreicher von der Linkspartei / PDS bedient. In deren Stammlanden östlich der Werra sind die Grünen trotz der Zwangsehe mit dem „Bündnis 90“ niemals angekommen.

Grüne Lieblingsthemen unter der Überschrift „Emanzipation“ wurden, wie mit der Einführung der Homo-Ehe, entweder abgearbeitet oder erscheinen der Masse der Bürger mittlerweile gar als unsinniger, teurer Luxus – praktisch geräuschlos entledigt sich eine Gemeinde nach der anderen ihrer hauptamtlichen Frauenbeauftragten, ohne daß sich massenhafter Protest dagegen mobilisieren ließe. Im Bereich Zuwanderung und Integration lösen sich dogmatische Sperren in dem Maße, wie die Schwierigkeiten drastischer hervortreten. Gegenstöße aus dem Geist der 80er und 90er Jahre wie Claudia Roths Attacke gegen Deutschpflicht auf Schulhöfen entlarven sich als antideutscher Reflex, der in einem Land mit wachsendem Patriotismus und schwindender Multikulti-Seligkeit immer weniger Anhänger erwarten darf.

Für die jungen Politkarrieristen, die jenes machtpolitische Gespür und die demagogischen Talente mitbringen, die zur Rückkehr an die Macht unerläßlich sind, erscheinen die Grünen derzeit unattraktiv. Ihre Abwesenheit von jeder Regierungsmacht oberhalb der Kreisebene bedeutet, daß sie keine Posten zu vergeben haben.

Keine starken Führungscharaktere, weder eine breite Mitgliederbasis noch nennenswerter Resonanzraum in Form von „Protestbewegungen“, keine Regierungsmacht, keine Posten. Der Abgang Joschka Fischers markiert den dramatischen Niedergang einer von ihren Konkurrenten einst gefürchteten Partei.



Weggang einer Gallionsfigur: Joschka Fischer tritt – scheinbar zufrieden – von der politischen Bühne ab. Foto: Reuters

Mehr als nur zum Wohl der Bäume

Die Naturschutzbewegung, die im Prostest gegen die friedliche Nutzung der Kernkraft seit den 1970er Jahren in bürgerkriegsähnliche Massenproteste mündete und aus der die Partei der Grünen erwuchs, hat eine – vor allem ideologisch betrachtet – alles andere als geradlinige Geschichte hinter sich.

Ihre Wurzeln liegen in der Romantik Anfang des 19. Jahrhunderts, als der Wildwuchs der Natur als zu hütender Schatz mit hohem ästhetischen Reiz entdeckt wurde. Angesichts der einsetzenden Industrialisierung erschien die Natur nicht mehr als zu bezwingender Feind, sondern als schützenswertes Erbe. Nach heutiger Einordnung standen die frühen Naturschutzbewegungen – untrennbar verflochten mit dem Heimatschutzgedanken – politisch rechts.

Erst seit Anfang der 1970er Jahre entdeckte die Linke den

Naturschutz der Grünen basiert auf politischen Motiven

Naturschutz für sich, die linke „Ökobewegung“ war geboren. In ihrer antikapitalistischen Stoßrichtung führte sie die marxistische Tradition der Linken fort, sie war antiindustriell (Anti-Atom, gegen neue Industrie- oder Gewerbegebiete, gegen Müllverbrennung) und auf umfangreiche Einschränkung der persönlichen Freiheiten und der wirtschaftlichen Entwicklung aus: Tempo 30 in allen Stadtstraßen, starke Beschränkung des Flugverkehrs, keine neuen Straßen oder Autobahnen, fünf D-Mark pro Liter Benzin. Das Waldsterben wurde Anfang der 80er zum neuen Angstthema. Darüber hinaus kämpfte die linke Ökobewegung für die Abschaffung der Nato und der Bundeswehr, die später ausgerechnet von Rot-Grün das erste Mal in ihrer Geschichte in einen Krieg geschickt werden sollte (Kosovo 1999).

Konservative, den Heimatschutz als kulturelle Aufgabe einbeziehende Kräfte der „klassischen“ Naturschutzbewegung wurden konsequent an den Rand gedrängt.

Mit dem Abflauen des linksradikalen Einflusses seit den späten 1980er Jahren jedoch tritt zunehmend das Ziel in den Mittelpunkt, Wirtschafts- und Umweltschutzinteressen zu versöhnen, statt sie gegeneinander auszuspielen. *H.H.*

Wie Ideologen die Idealisten verdrängten

Von der Bewegung zur Regierungspartei, vom Molotow- zum Diplomatencocktail, von der Hausbesetzung zum Dosenpfand

Bis heute gelten sie als die Partei der 68er. Und zu erheblichen Teilen waren und sind sie das auch. Die Grünen, in den 70er Jahren entstanden als Bewegung aus diffusen umwelt- und friedensbewegten Strömungen, Anfang 1980 als „Anti-Parteien-Partei“ gegründet, sodann von der Radikalopposition zum Regierungspartner gewendet.

Die Ursprünge hatten eher im Unpolitischen gelegen. Der Begriff „Umweltschutz“ tauchte um 1970 auf, ohne daß man was damit anfangen konnte. Selbst in „fortschrittlichen“ linksliberalen Medien wurde belächelt, wer was über „Umwelt“ schreiben wollte.

Die Wende kam 1972 mit der Studie „Grenzen des Wachstums“. Autoren waren nicht versponnene Naturromantiker, sondern durchaus ernstzunehmende Finanz-, Wirtschafts- und Technologie-Experten. In Bonn wurde dem neuen Thema eine Fachabteilung in Genschers Innenministerium gewidmet, das „schwarze“ Bayern richtete 1973 das weltweit erste eigenständige Umweltministerium ein.

Ansonsten aber versäumte es das bürgerliche Lager, die Bewahrung der Schöpfung als ihren ureigenen Kompetenzbereich aufzubauen. Dutschkes Jünger hingegen, auf ihrem „Marsch durch die Institutionen“ über alle anarchischen Strukturen hinweg ideologisch zusammengehalten durch die antikapitalistische, die antiwestliche und die antifaschistische Klammer, erkannten schnell, daß sich hier ein auch machtpolitisch nutzbares neues Thema auftat. Sie hatten sich bereits in Institutionen wie den Medien, den Universitäten, insbesondere den Pädagogischen Hochschulen und in logischer Konsequenz den Schulen festgesetzt. Nun brauchten sie ein Vehikel, das sie auch direkt in politische Institutionen transportierte, und das fanden sie in Ökologie und Pazifismus.

So war die ursprüngliche Bewegung von Natur- und Umweltschützern bereits unterwandert, als 1979 die „Sonstige politische Vereinigung Die Grünen“ erstmals zu einer Wahl (Europaparlament) antrat: Ideologen verdrängten die Idealisten. Wie die Ur-Grüne Petra Kelly, die kurz zuvor wegen der westlichen Antwort auf die sowjetische SS20-Bedrohung aus der SPD ausgetreten war: Natur und Umwelt entdeckte sie erst, als sie die Chance sah, sich an die Spitze der Bewegung zu setzen.

Doch auch diese Ökopax-Richtung (die Fundis) sollte sich nicht lange halten. 1980/81 sprangen stramm-sozialistische Machtstrategen auf das grüne Vehikel. Der Frankfurter Putztruppen-Agitator Fischer tat den Karriereschritt vom Molotow- zum Diplomatencocktail, der Göttinger Hausbesetzer und Mescalero-Sympatisant Trittin bewegte sich vom Kommunistischen Bund Richtung Bundestag, die Terroristen-Anwälte Ströbele und Schily fanden hier eine neue politische Heimat. Sie, die „Realos“, drängten die Öko-Fundis beiseite, perfektionierten das Geschäft mit der Angst (vor allem beim ideologisch geprägten Kampf gegen die Kernenergie) und brachten es ganz nach oben. Ihr siebenjähriges, keineswegs segensreiches Wirken als Regierungspartei hatte für die Umwelt kaum positive Folgen, aber umso gravierendere gesellschaftsverändernde Wirkungen. Daß unser Volk „nachhaltig“ darunter zu leiden haben wird, liegt in der Logik der 68er-Methode: Der „Marsch durch die Institutionen“ war so erfolgreich, daß die Macht der grüngetarnten Linksideologen den Verlust der Regierungsbeteiligung überdauert. *Hans-Jürgen Mahlitz*

WM-Gewinner



Jürgen Klinsmann – Die Bundestrainerkarriere des ehemaligen Nationalspielers weist einige Höhen und Tiefen auf, obwohl er erst seit Juli 2004 in Amt ist. Nach anfänglicher Aufbruchstimmung aufgrund seiner unkonventionellen Methoden wie intensives Fitneßtraining durch US-Experten, Verjüngung des Teams und offensivere Spielstrategie sorgten enttäuschende Länderspielergebnisse für Kritik. Auch die Tatsache, daß er seinen Wohnsitz weiterhin in den USA hatte, erzeugte eine Mißstimmung. Nach der 1:4-Niederlage gegen Italien im März schlugen Abgeordnete des Sportausschusses im Bundestag sogar vor, Klinsmann vor das DFB-Gremium zu zitieren. Die Erfolge der deutschen Mannschaft bei der WM haben jegliche Kritik jedoch verstummen lassen.



Das deutsche Bier – „Historische Absatzrekorde" melden Deutschlands Brauereien. Nicht nur der offizielle Sponsor „Bitburger" profitiert von der großen Nachfrage, sondern auch dessen Konkurrenten erfreuten sich am Bierdurst der Fußballfans. Nur noch Grillwürstchen waren ähnlich beliebt.

Endlich Gesicht zeigen

Fußball-WM ermöglichte den Deutschen, ihren Patriotismus auszuleben

Von Hans Heckel

Nach einer vielzitierten Umfrage rechnen 72 Prozent der Deutschen damit, daß der patriotische Schwung nach der Fußballweltmeisterschaft verebben werde. An diese Zahl knüpfen all jene ihre Hoffnung, denen die fröhliche Ausgelassenheit, mit der die Deutschen ihr Vaterland feierten, während ihre Mannschaft um den Pokal rang, von Anfang an ein Graus war.

Natürlich folgt auf die WM-Euphorie wieder der Alltag wie auf jeden schönen Urlaub auch. Doch die Frage muß lauten, ob die einmonatige patriotische Explosion etwas freigesetzt hat, das bleibt und Deutschland dauerhaft verändert hat. Die Antwort lautet Ja.

Was anders geworden ist? Zunächst: Das „neue" Deutschlandgefühl war gar nicht so neu. Seit Jahren beobachten beispielsweise Fahnenverkäufer einen steigenden Absatz an schwarzrotgoldenem Tuch, deutschsprachige Musik dominiert den Popmarkt, wobei auch ausdrücklich patriotische Töne („Wir sind wir") schon in den Hitlisten landeten, junge Modeschöpfer spielen in Kollektionen mit nationalen Symbolen, die Politik diskutiert (wenn auch recht hilflos und desorientiert) über „Leitkultur" und schmäht „vaterlandslose Gesellen". In den historischen Debatten wurden deutsche Opfer (Vertreibung, Bombenterror) „entdeckt" von Leuten, die bis vor kurzem deren bloße Erwähnung als „Aufrechnung" verdammten. Kurzum: Die Zuwendung zu Deutschland hat sich in Jahren vollzogen, das „Gefühl" war lange vor der WM herangereift. Da „Nation" aber nun einmal eine Sache des Kollektivs und der Gefühle ist, machen weder politische Diskussionen noch das Kultivieren des Nationalbewußtseins in gesellschaftlichen Nischen wie Musik oder Mode den Patrioten wirklich satt: So fehlte nur noch die Gelegenheit, das vielgestaltig rumorende Nationalgefühl gemeinsam, als ganzes Volk auszuleben. Die war jetzt da und wurde auf die wunderbarste Weise genutzt. Der deutsche Patriotismus konnte endlich sein Gesicht zeigen – und siehe da: Es ist noch schöner, als es sich selbst glühende Patrioten vorstellen mochten.



Fahnenmeer: Vor allem junge Deutsche zeigten Flagge. Foto: Ipon

Neu ist das spielerische Selbstvertrauen, mit dem die Vaterlandsliebe ausgedrückt wurde. Es ist nicht lange her, da mußte sich Patriotismus in gewundenen Formulierungen rechtfertigen, mußte jeder kleine Schritt zur „Normalität" in quälenden Diskursen um simple Selbstverständlichkeiten erkämpft werden. Bis zum Überdruß an dem Wort selbst droschen Vaterlandsaufseher in den Tagen der WM die Vokabel vom „neuen" oder „unverkrampften" Patriotismus. „Neuen" oder „alten" Patriotismus gibt es nicht, es gibt höchstens eine üble Entartung des Patriotismus, die sich statt aus Vaterlandsliebe und Nationalstolz aus dem Haß auf andere bildet.

Die Verkrampfung hingegen war gewollt und gemacht: Jedwede vaterländische Regung wurde penibel überwacht, ob sich „belastete" Ausdrucksformen darin fänden. Das näselnde „ja, aber" begleitete die Deutschen auf Schritt und Tritt. So wurden sie gezwungen, eine Art Sicherheitsabstand zu sich selbst einzuhalten. Genau den haben die Deutschen während der WM schwungvoll überwunden. Sie sind bei sich angekommen und haben allen demonstriert, daß sie keine Aufseher benötigen, daß sie selbst wissen und entscheiden, wie man sein Vaterland angemessen feiert. Dahinter gibt es kein Zurück mehr.

Für immer verloren ist auch der verlogene Einwand, deutscher Patriotismus wecke „Befürchtungen im Ausland".

Diejenigen, die stets genau das Gegenteil vertraten, sind eindrucksvoll bestätigt worden: Die WM-Gäste aus aller Welt schwärmten nun von der freundlichen und offenen (!) Art, in der die Deutschen sie empfangen hätten. Das fade Bekenntnis vergangener Tage, man sei „vor allem Europäer" oder „Weltbürger" statt Deutscher, haben diese Ausländer offensichtlich als linkisches Versteckspiel empfunden. Die Scharen deutscher Patrioten, in deren ausgestreckte Arme sie diesmal liefen, haben sie hingegen sofort als Brüder im Geiste erkannt und ins Herz geschlossen.

Hat sich damit auch die Welt verändert? In bezug auf Deutschland gewiß. Nichts ist so nachhaltig wie das Klischee über ein Volk: Die Deutschen jedoch haben das Kunststück fertiggebracht, positive Vorurteile wie Pünktlichkeit oder Organisationstalent zu bestätigen, gleichzeitig aber negative (Verschlossenheit, Nörgelsucht, Unfähigkeit zum ausgelassenen Feiern) fulminant abzuräumen und durch ihr Gegenteil zu ersetzen.

WM-Verlierer



Goleo – Obwohl der Mitarbeiter der für ihre Sesamstraßenpuppen bekannten Jim Henson Company von Haus aus Erfahrung mitbrachte, konnte Goleo (Name ist ein Mix aus dem englischen Wort „goal" für „Tor", dem spanische Ausruf „Olé" und dem lateinischen Wort für „Löwe" „Leo") die Menschen nicht wirklich begeistern. Das zottelige WM-Maskottchen ohne Hose war vielen zu trottelig. Aber nicht nur Goleo scheint ein wenig zurückgeblieben zu sein, auch die Umsätze der fränkischen Herstellerfirma „Nici" blieben hinter den Erwartungen zurück: Der seit 1970 existierende Plüschtierhersteller mußte Insolvenz anmelden. Doch gegen Ende der WM wurde alles gut: Goleo findet endlich Freunde (700000 wurden nachbestellt) und „Nici" einen Käufer.



Claudia Roth und andere Miesmacher – Von Patriotismus hält die Vorsitzende der Grünen nicht viel. Während ganz Deutschland Schwarz-Rot-Gold flaggt, ließ sie vor der Parteizentrale ein großes Banner gegen Nazis hissen und auch dabei war sie sich bewußt nur eine Regenbogenfahne flattern.

Gedanken zur Zeit:

Vom alten Denken dominiert

Von Wilfried Böhm

Ein hartes Stück Arbeit", liegt nach den Worten des SPD-Fraktionsvorsitzenden Peter Struck hinter der deutschen Politikerriege, nachdem sie die sogenannte Föderalismusreform „in trockenen Tüchern" hat, wie man zu sagen pflegt. Kleine Expertenrunden hatten jahrelang an Grundgesetzänderungen getüftelt und Partei- und Fraktionsspitzen Kompromißpakete für Änderungen des Grundgesetzes ausgekungelt. Ein riesiger, kaum überschaubarer Verschiebebahnhof staatlicher Aufgaben vom Bund zu den Ländern und von den Ländern zum Bund wurde aufgeräumt, vieles davon ist vernünftig und seit langem überfällig. Aber eine Staatsreform, die Deutschland zukunftstauglich macht, ist das alles nicht, denn bei alledem wurde, man glaubt es kaum, die Reform der Finanzverfassung „außen vor gelassen". Diese soll nunmehr angedacht und zügig vorbereitet werden, heißt es. „Denn", so sagte dazu Nordrhein-Westfalens Ministerpräsident Jürgen Rüttgers, „immer dann, wenn es ums Geld geht, dann wird es komplizierter, noch mal schwieriger. Dann will auch jeder wissen, was hinten raus kommt für sein Land ..."

Und erst dann, wenn diese neue Finanzverfassung endlich stehen wird, also erst dann, vielleicht auch erst am St. Nimmerleinstag, soll auch die Länderneugliederung „angedacht" werden, aber nur „vielleicht", wie es heißt. Diese Neugliederung der Bundesrepublik Deutschland aber ist das Wichtigste, was es bei einer wirklichen Staatsreform zu bedenken und zügig umzusetzen gilt. Die Kleinstaaterei der 16 Bundesländer mit unterschiedlichen Strukturen, je einer Landesregierung samt ihren personellen Apparaten und rund 1000 Abgeordneten hat zu wirtschaftlicher Stagnation und in ihrem ureigensten Zuständigkeitsbereich der Kultur- und Schulpolitik zu dem geführt, was unter der Bezeichnung „Pisa" zu traurigem Ruhm gelangt ist.

Unter der Tarnbezeichnung „Föderalismusreform" ist nunmehr dieses 16-Ländersystem da-

> Föderalismusreform ist ohne Regelung der Finanzen wertlos

durch festgeschrieben worden, daß die beschlossenen Verfassungsänderungen in das überholte System gepreßt werden und dieses dadurch gefestigt wird.

Damit wird das aus den Zufälligkeiten des Zuschnitts von Besatzungszonen stammende System der 16 Bundesländer festgeschrieben. Es hätte jedoch schon spätestens in den frühen 90er Jahren nach dem Beitritt der sogenannten „neuen Länder" zur Bundesrepublik Deutschland überwunden werden und ein auf acht Bundesländer gegründetes föderalistisches Deutschland geschaffen werden müssen. Nach dieser „Länderneugliederung" hätten die Deutschen „westlicher" und „östlicher" Sozialisation, also die „Wessis" und „Ossis", als das leben können, was sie sind, nämlich als „ein Volk". Die ehemalige Zonengrenze hätte nicht weiter „alte" und „neue" Bundesländer unterschieden. Doch diese Chance zur Neugründung der Bundesrepublik Deutschland wurde versäumt.

Als jetzt im Zusammenhang mit der Föderalismusreform Baden-Württembergs Ministerpräsident Günther Oettinger zarte Andeutungen zum Thema „Länderneugliederung" machte, stieß er bei seinen Ministerpräsidentenkollegen auf Ablehnung. In einem Rundfunkinterview meinte Nordrhein-Westfalens Ministerpräsident Jürgen Rüttgers zu einer „zentralen Neugliederung aller Länder" kurz und bündig: „Die wird es nicht geben. Da gibt es keine Mehrheiten." Und weiter: „Wer ein bißchen in die Geschichte Deutschlands hineinsieht, der wird sehen, daß wir in Deutschland immer dann gute Zeiten hatten, wenn der Föderalismus stark war. Und es war immer schlecht, wenn es in Richtung Zentralismus ging. Ich glaube nicht, daß es ein

> Länderfusion wird von vielen Politikern nicht gewünscht

Fehler ist, daß wir große Bundesländer wie Nordrhein-Westfalen haben und kleine Länder wie die Stadtstaaten. Sondern das macht den Föderalismus bunt, das macht das Land bunt, und das ist auch gut so." Soweit Rüttgers, der damit nicht nur das gegenwärtige deutsche Dilemma aufzeigte, gleichzeitig sein „altes Denken" verriet und damit zugleich die Reform- und Zukunftsfähigkeit Deutschlands drastisch in Frage stellte.

Die in diesen Tagen offiziell als „Mutter aller Reformen" bejubelte Föderalismusreform in ihrer jetzt verabschiedeten Form ist schon zu Zeiten rot-grünen Schröder / Fischer-Regierung vom Gespann Stoiber (Bayern) / Müntefering (SPD) auf den Weg gebracht und in ihrer beiden Sinne betreut worden. Sie entpuppte sich nach der vorgezogenen Bundestagswahl als Projekt einer Art „Großkoalition" von Länderchefs mit einer von den beiden Unionsparteien und der SPD gestellten Mehrheit in Bundestag und Bundesrat.

Mehrheiten dieser Art von Großer Koalition hätten theoretisch die Chance zu „neuem Denken" geboten und darin sogar ihre eigentlich staatspolitische Begründung finden können. Statt dessen haben sie das Reform-Pferd vom Schwanz her aufgezäumt und das Ende entweder gar nicht oder nur im Hinterkopf bedacht, wobei kurzsichtige Eigeninteressen die Hauptrolle spielten.

Deutschland ist dabei, erneut eine große Chance staatspolitischer Erneuerung zu verpassen, indem es die Länderneugliederung als gesamtstaatliche Aufgabe vernachlässigt. Statt 16 Bundesländer als gegeben hinzunehmen und diese auch noch offiziell in Brüssel auftreten zu lassen, sollte Deutschland, auf acht Bundesländer gegründet, seine Aufgaben in einem Europa demokratischer Nationalstaaten wahrnehmen.

Der frühere Bundesinnenminister Otto Schily (SPD) sagte dazu: „Die Chaotisierung der deutschen Außenpolitik durch die Länder in Brüssel muß irgendwann ein Ende haben." Warum nur, so fragt man sich, kommt die Vernunft erst dann zum Ausdruck, wenn man nicht mehr im Amt ist?

LO zu Gast bei der SPD

Der Sprecher der LO, Wilhelm v. Gottberg, traf sich mit dem Stellvertretenden Fraktionsvorsitzenden der SPD-Bundestagsfraktion Fritz Rudolf Körper in dessen Büro in der Berliner Wilhelmstraße zu einem Meinungsaustausch. Beide Herren pflegen sporadisch seit zehn Jahren den Gedankenaustausch.

V. Gottberg berichtete dem SPD-Fraktionsvize die negativen Auswirkungen der seit dem Jahr 2000 gültigen Konzeption für die Kulturpolitik, soweit sie nach Paragraph 96 Bundesvertriebenengesetz gefördert wird. Die durch die vormalige politische Leitung des Staatsministeriums in Kraft gesetzte Konzeption bedürfe dringend einer Überprüfung. Der Sprecher bat Fritz Rudolf Körper um Unterstützung durch die SPD für die in Aussicht gestellte Änderung der Konzeption durch den neuen Kulturstaatsminister Bernd Neumann.

Vorrang dabei sei die Ersetzung der Projektförderung durch die Wiederaufnahme der institutionellen Förderung der ostdeutschen Landesmuseen. Darüber hinaus wünschen die Verbände, daß die Zuständigkeit der Landesmuseen für die Kulturreferenten beendet und diese wieder der Verantwortung der Landsmannschaften unterstellt werden.

Körper versprach diese Wünsche wohlwollend zu prüfen.

Für den Herbst vereinbarten beide Herren ein weiteres Gespräch unter Hinzuziehung der anderen Sprecher der ostdeutschen Landsmannschaften. *EB*

Auf Kosten der Wahrheit

Streit um Herrschaft über die Stasi-Unterlagen geht zu Lasten der Aufklärung

Von Sverre Gutschmidt

Die „Behörde der Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes", nach ihrer Chefin Marianne Birthler inoffiziell Birthler-Behörde genannt, ist in der Kritik. Es geht um die Person Birthler, deren Behörde in den nächsten Jahren umstrukturiert werden soll, aber auch um das zukunftsträchtige Filetstück ihres Hauses, die Stasi-Forschung. Wissenschaftler werden zu Posten-Konkurrenten, Politiker treten ungewollt als Kahlschläger des Gedenkens an die Opfer der DDR in Erscheinung.

Die Zeit von Bundeskanzler Willy Brandt, der Ostpolitik sowie des Kanzler-Referenten und DDR-Spions Günter Guillaume war aufregend: Von 1969 bis 1972 gab es im Deutschen Bundestag eine politische Formation, deren Mitglieder nicht einmal vom gemeinsamen Ideal wußten. Daß sie sich nachträglich als Fraktion der Öffentlichkeit präsentieren, ist Verdienst der Birthler-Behörde und der Rosenholz-Akten. Mit 43 Abgeordneten, also Fraktionsstärke, habe die Stasi damals im Bundestag gesessen, doch Birthler wolle die Namen nicht herausgeben, habe aus Karrieregründen und um den heutigen Parlamentariern zu gefallen sogar einen internen Forschungsbericht „unter Verschluß gehalten" – harte Kritik von der „Welt" am 28. Juni. Außerdem liege ein „vernichtendes Memorandum zur Forschungsarbeit" der von ihr geführten Einrichtung vor. Birthler kontert: „Die zweifellos interessante Frage, wer im Westen für die Stasi gearbeitet habe", sei in den letzten Jahren nicht Gegenstand der Untersuchungen ihrer Behörde gewesen. Das Stasi-Unterlagen-Gesetz erlaube es der Bundesbeauftragten nicht, „in eigener Regie systematische Überprüfungen von Personen oder Gremien vorzunehmen".

Den Kronzeugen der „Welt"-Kritik ist die Macht der Behörde schon lange ein Dorn im Auge. Die Politik wiederum ringt angesichts dreist auftretender alter Stasi-Kader einerseits und Ostalgie andererseits mit der langfristigen Umstrukturierung der Behörde. Die Verteilung der bisherigen Aufgaben auf das Bundesarchiv und andere Forschungseinrichtungen steht zur Diskussion. Pläne dafür kämen von „ganz oben", dem Kanzleramt, so der Birthler-Kritiker und Berliner DDR-Forscher Manfred Wilke. Er ist selbst als möglicher Träger von Forschungsaufgaben im Gespräch, Aufgaben, die noch bei Birthler angesiedelt sind. Die Auflösung der Behörde hält er für unausweichlich, mit dem angesehenen Berliner Stasi-Experten Hubertus Knabe hat er ein Memorandum zur Arbeit der Birthler-Forschung verfaßt. Den Forschern paßt offensichtlich nicht, wie zurückhaltend die Aktenwächter mit Informationen und der Herausgabe von Material sind. Dabei müßten sie besser als jeder andere Wissen, welchem Regel-Korsett die Birthler-Behörde unterliegt.



In der Kritik: Marianne Birthler ist seit 2000 Bundesbeauftragte für Stasi-Unterlagen. In der „Initiativgruppe für Frieden und Menschenrechte" machte sie keinen Hehl aus ihrer Oppositionshaltung gegenüber dem DDR-Regime. Foto: pa

Die Frage der Akteneinsicht in Historisches wie des höchst gegenwärtigen Umgangs ist trotz genauer Regelung für Forscher unzufriedenstellend. Das zeigte sich im Fall des ARD Sportkoordinators Hagen Boßdorf. Dessen Stasiunterlagen erhielt der Arbeitgeber NDR zwar von der Birthlerbehörde, mußte aber feststellen, daß eine „Zusammenstellung" erstellt worden war. Andere Medien konnten dagegen volle Einsicht nehmen – weil sie nicht Arbeitgeber seien, räumte die Behörde ein. Im Fall des linken Enthüllungsautors Günter Wallraff hatten einzelne Behördenmitarbeiter offenbar vorschnelle Schlüsse aus ihren Akten weitergegeben, den Autor unbegründet entlastet. Der politische Druck auf Birthler, künftig derartiges durch genaue Prüfung zu unterbinden, wuchs.

Paradoxerweise gereicht genau diese oft geforderte Sorgfalt, die Birthler derzeit im Umgang mit Stasi-Material zeigt, ihr zum Nachteil. Bevor Namen und Erkenntnisse der Rosenholz-Daten preisgegeben würden, müsse geprüft werden, ob es sich um bewußte Zuträger oder nur um wider Wissen „Abgeschöpfte" handele, so ihr Standpunkt. Die grüne Bürgerrechtlerin verweist auf das Stasi-Unterlagen-Gesetz – die Angreifer sehen die Behörde als Kadaver, den es auszuweiden gilt. Die Angriffe auf Person und Führungsstil Birthlers sind ein durchsichtiges Manöver. Schon 2004 erklärte Wilke die politische Aufgabe der Behörde, Akteneinsicht zu gewähren, für „erfüllt". Birthler reiße immer neue Aufgaben an sich, so Wilke. Personalquerelen lähmen seither das Gedenken, während Stasi-Kader laut gegen ihre Opfer anpöbeln – eine „Gespensterdebatte", wie der „Spiegel" den jetzigen Streit kommentiert.

Lähmend, weit mehr als Boßdorf und Wallraff, wirkt sich der Rechtsstreit mit Altkanzler Helmut Kohl auf die Behörde aus. Jedenfalls wenn man Birthler glauben will: „Das Bundesverwaltungsgericht hat festgestellt, daß die Stasi-Akten eigentlich ganz geschlossen gehören und gar nicht genutzt werden dürfen. Nur um die SED-Diktatur aufzuarbeiten, kann es Ausnahmen geben", so Birthler zu dem folgenreichen Richterspruch im Fall der strittigen Aktenherausgabe über Stasi-Aufzeichnungen zu Kohl. Tatsächlich gibt die Bundesbeauftragte seither nur Zusammenfassungen heraus, keine wörtlichen Protokolle – ein Deutungsprivileg, entstanden aus einer Niederlage. Und wo Privilegien sind, erscheint Mißbrauch nicht weit, zumal die Geschichte über die fraktionsstarke Stasi im Bundestag keine Ablösung Birthlers rechtfertigt. Die Namen der zweifelsfrei Identifizierbaren nannte Birthler in der „Frankfurter Allgemeinen", am selben Tag als die „Welt"-Kritik erschien. Die anderen, zweifelhaften „Spione" dürfe sie nicht nennen, so wolle es das Gesetz, verteidigt sie sich.

Tatsächlich kann man Birthler vorwerfen, sich im Widerspruch von Stasi-Unterlagen-Gesetz und Kohl-Urteil eingerichtet zu haben. Doch bleibt ihr keine Wahl. Mit Karrieresucht, wie die „Welt" nahelegt, hat das wenig zu tun. Das Arbeiten im Widerspruch der gesetzlichen Pole mit einer zudem höchst heterogenen Behördenmannschaft von alten Stasi-Mitwissern bis zu Bürgerrechtlern ist ein Spagat, Birthler allseits unbequem. Die umfangreiche Behördenorganisation steht zudem dem durchaus berechtigten Selbstbild, als Errungenschaft der DDR-Bürgerrechtler Bestandschutz zu genießen, im Weg. Was die allein 70 Mitarbeiter der Forschung in 15 Jahren erarbeitet hätten, bemängeln Knabe und Wilke per „Welt", sei „vergleichsweise wenig". Das Veröffentlichungsverzeichnis der Behörde widerlegt allerdings beide. Die Mängel liegen eher an den widersprüchlichen Interessen von Bundestag, Regierung, Forschung und Opfern. Andere, wie Kulturstaatsminister Neumann, versprechen bereits lautstark, Kompetenzen an sich reißen zu wollen.

In Zeiten klammer öffentlicher Haushalte und 17 Jahre nach dem Mauerfall denken viele über die Zukunft des Gedenkens nach. Die offiziell dazu berufene Sabrow-Kommission hat heftig diskutierte Vorschläge unterbreitet. Auch Birthler fühlt sich nicht „beschenkt" davon, findet manche der Vorschläge „interessant, manche nicht", will beispielsweise nicht mit der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen zusammengelegt werden. Deren Chef ist Hubertus Knabe – Verteilungskampf. Neumann malt als Finanz-Dienstherr Birthlers (nicht weisungsbefugt) die Zukunft aus: „Gesamtrahmen", „vernetzen" sind seine Stichworte. „Was mit dem Forschungsteil und seinem besonderen Know how geschieht, ist zu klären", sagte er nebulös Ende Mai. Das erklärt die Kritik an Birthler wie die in der Sache: Bald wird verteilt, jeder der was abhaben will, muß sein Haus schmücken, das des anderen mit Dreck bewerfen. Die Stasi-Täter von Einst lachen derweil lauter denn je über ihre Verbrechen.

Rosenholz-Akten

Ausgangspunkt der Kritik sind die Rosenholz-Akten, 381 CD-Rom Datenträger. Sie sind brisant, da sie als einzige Quelle klare Namen von auf westdeutschem Gebiet tätigen DDR-Auslandsspionen enthalten. Viele Namen sind jedoch nur von unwissentlich Ausgeforschten, ungeprüfte Veröffentlichung daher heikel. In der Wendezeit gelangten diese Daten der DDR-Auslandsspionage unter legendenumwobenen Umständen in die Hände des US-Geheimdienstes CIA, wurden 2003 an die Bundesrepublik übergeben. Allein die lange Rückgabefrist gibt Raum für weite Spekulationen vom Schutz amerikanischer Agenten bis zum Widerwillen der Bundesrepublik, das Thema Stasi als westdeutsches Problem aufzuarbeiten. Sie sind eine Kopie, die Stasi-Originale vernichtet. Die Daten wurden 2003 an die Birthler-Behörde gereicht, dort auf Fehler geprüft und stehen seit März 2004 zur persönlichen Akteneinsicht im Rahmen der Regeln der Birthlerbehörde zur Verfügung.

SPD besteht weiter auf EU-Beitritt der Türkei

Außenminister Frank-Walter Steinmeier betont, daß die Sozialdemokraten keine Alternative zur Volllmitgliedschaft akzeptieren

Von Dietrich Zeitel

Letzte Woche ließ Außenminister Frank-Walter Steinmeier (SPD) mit seiner Warnung an die Unions-Parteien aufhorchen, den EU-Beitritt der Türkei in Frage stellen zu wollen. Dadurch würden in der Türkei nur diejenigen Kräfte gestärkt, die den Weg nach Europa grundsätzlich ablehnten. Steinmeier verwies darauf, daß die Staats- und Regierungschef der EU einstimmig beschlossen hätten, den Verhandlungen mit dem Ziel einer Vollmitgliedschaft der Türkei zuzustimmen. Darüber hinaus verwies er auf den Koalitionsvertrag, in dem vereinbart wurde, mit Blick auf die Türkei die Linie einzuhalten, die von den EU-Staats- und Regierungschefs vereinbart worden sei. Steinmeier dürfte sich darüber im klaren gewesen sein, daß seine Wortmeldung die derzeitigen Spannungen in der Großen Koalition weiter verschärfen könnte. Unlängst hatte nämlich der CSU-Vorsitzende Edmund Stoiber erklärt: „Ein EU-Beitritt der Türkei kommt nicht in Frage." Der bayerische Ministerpräsident verwies laut einem Bericht der Nachrichtenagentur Reuters auf die Größe und die wirtschaftliche Situation der Türkei, aber auch auf die gesellschaftlichen und kulturellen Unterschiede zur derzeitigen EU, die die Aufnahmefähigkeit der EU überfordern würde. Stoiber plädierte deshalb dafür, daß „ein besonderer Status" zwischen „Assoziierung und Vollmitgliedschaft" gefunden werden müßte. Der CSU-Chef erneuerte

Stoiber fordert erneut »privilegierte Partnerschaft«

damit mehr oder weniger die Forderung nach einer „privilegierten Partnerschaft" mit der Türkei, mit der die Unionsparteien in den Bundestagswahlkampf gezogen waren. Steinmeier hingegen erklärte: „Ziel der Verhandlungen ist die EU-Vollmitgliedschaft."

Der Bundesaußenminister hat mit seinem Vorstoß den Daumen auf eine offene Wunde der Koalition gelegt, die wahrscheinlich noch größer wäre, gäbe es nicht die „Zypern-Frage", die sich für die Türkei zu einem „K.o.-Kriterium" in der Beitrittsfrage entwickeln könnte. Auf dem vergangenen EU-Außenministertreffen Mitte Juni in Luxemburg wurde festgestellt, daß in dem Fall, daß die Türkei die Zollunion nicht auf Zypern ausweiten sollte, möglicherweise ein Ende der Beitrittsverhandlungen drohen könnte. Bisher versucht Ankara mit allerlei Winkelzügen, einer Anerkennung des EU-Mitglieds Zypern aus dem Wege zu gehen. Dessen ungeachtet war es wieder Steinmeier, der Mitte Juni den Führer des türkisch besetzten Teils Zyperns, Mehmet Ali Talat, in Berlin empfing, um über die Beilegung des Konflikts zu beraten. Dieser Schritt löste einige Irritationen aus, weil die „Türkische Republik Nordzypern" international nur von ihrer Schutzmacht Ankara anerkannt ist. Im griechischen Teil Zyperns wurden deshalb nicht zu Unrecht Befürchtungen laut, daß der türkische Norden der Insel durch derartige Gespräche eine offizielle Weihe erhalten könnte.

Diese über das übliche Maß hinausgehende Initiative Steinmeiers knüpft direkt an die Position der rot-grünen Regierung

Steinmeier entpuppt sich als Leitwolf

in Gestalt von Gerhard Schröder und Ex-Außenminister Fischer an. Diese hatten sich bei jeder sich bietenden Gelegenheit für eine EU-Vollmitgliedschaft der Türkei stark gemacht. Auch Steinmeier geht auf das von den Unionsparteien präferierte Modell einer „privilegierten Partnerschaft" bezeichnenderweise gar nicht erst ein.

In Zeiten der rot-grünen Regierung war Steinmeier für grundlegende Strategiepapiere mitverantwortlich. Wie eng sein Verhältnis zu Schröder war, zeigte dessen Einlassung in der ZDF-Talkshow „Kerner", in der der Ex-Kanzler bekannte, daß er außer seiner Ehefrau nur zwei Menschen uneingeschränkt vertraue, nämlich seiner (damaligen) Büroleiterin Sigrid Krampitz und eben – Steinmeier.

Steinmeier steht für Intelligenz, Ausdauer und Gelassenheit. „Aussitzen" ist nicht seine Sache, er gilt als Praktiker und Umsetzer. Kritiker kreiden ihm freilich an, daß er sich „zu viel auflädt" und zum „Überperfektionismus" neige. Tatsächlich waren auch unter der Ägide Steinmeiers handwerkliche Fehler in der Regierungsarbeit zu beklagen, die ihm mitangelastet wurden. Seine Kompetenz wurde aber selbst vom politischen Gegner anerkannt. Volker Kauder, Vorsitzender der CDU/CSU-Fraktion im Bundestag, befand, daß „der Bursche schon etwas drauf" habe.

Viele sehen in Steinmeier inzwischen sogar die neue Führungsfigur der SPD. Schröder soll, so berichtete es die „Zeit" (42/2005), vor Freunden gesagt haben, „dieser Mann sei der einzige unter den politisch agierenden Sozialdemokraten, dem er zutraue, den Job des Bundeskanzlers auf Anhieb auszufüllen".

Angesichts des Mangels an Führungspersönlichkeiten in der heutigen SPD kommt diese Einschätzung wenig überraschend.

Die USA überflügeln

Ehrgeiziges Atomprojekt soll Rußland Vorreiterrolle in der Welt bescheren

Von M. ROSENTHAL-KAPPI

Während in Deutschland Rot-Grün den langfristigen Ausstieg aus der Atomenergie geplant und teilweise umgesetzt hat, und auch in anderen Ländern die Weiterentwicklung atomarer Energieerzeugung nach Tschernobyl weitestgehend aufgegeben wurde, hat Rußland das Vertrauen in seine Nukleartechnik nicht verloren. Im Gegenteil, Rußland setzt auf Atomenergie als Alternative zur Ausbeutung fossiler Brennstoffe wie Kohle, Gas und Öl. Die Regierungspartei „Einheitliches Rußland“ unterstützt die Weiterentwicklung der Atomenergie seit Jahren. Es ist geplant, die Energieversorgung mittelfristig durch den Bau neuer Kernkraftwerke zu sichern. Einmalig in der Welt ist der Plan, auch den Bau schwimmender Atomkraftwerke voranzutreiben. Die Idee dazu stammt von amerikanischen Reißbrettern. Anfang der 80er Jahre gab man dort das Projekt aber wegen der hohen Kosten von 180 Millionen Dollar und Umweltbedenken wieder auf.

In Sewerodwinsk am Weißen Meer hat nun der staatliche Atomkonzern „Rosenergoatom“ nach jahrelanger Vorplanung einen Vertrag für den Bau des ersten schwimmenden Atomkraftwerks der Welt unterzeichnet. Die ortsansässige Werft Sewmasch, in der sonst Atom-U-Boote vom Stapel laufen, erhielt den Auftrag. Bis 2010 soll das 330 Millionen Dollar teure schwimmende Atomkraftwerk fertiggestellt sein. „Seinerzeit haben sowohl die USA als auch China Anstrengungen unternommen, die Patente und die Rechte an diesem Projekt zu erwerben, es ist sehr gut, daß Rußland als erstes Land dieses Projekt realisieren wird,“ verkündete stolz Nikolaj Kiselew, Gouverneur des Archangelsker Gebiets, nach Vertragsunterzeichnung. Rußland behauptet mit dem ehrgeizigen Projekt seine Vorreiterrolle in Sachen Atomenergieentwicklung und nicht zuletzt auch seine Stellung als Weltmacht.

Bei dem „schwimmenden Atomkraftwerk“ handelt es sich um einen auf einer Art Schwimmplattform aufgebauten Schiffsrumpf, in dem zwei modifizierte Leichtwasserreaktoren des Typs KLT-40 S mit einer Leistung von 70 Megawatt zum Einsatz kommen sollen, die zwei Dampfturbinen und zwei Turbogeneratoren antreiben. Diese Reaktortypen versorgen seit Jahren die russischen Eisbrecher mit Energie, so daß die Atombehörde sich bezüglich der Zuverlässigkeit in Sicherheit wähnt.

Das noch namenlose Atomkraftwerk wird eine Länge von 144 Metern und eine Breite von 30 Metern haben, es soll eine Wasserverdrängung von 21500 Tonnen haben. Zu den jeweiligen Einsatzorten muß die Miniatomanlage geschleppt werden, da sie nicht über eigene Schiffsmotoren verfügt.

Die Energieversorgung soll folgendermaßen funktionieren: In den entlegenen Gegenden vor allem im Norden Rußlands, wo es aufgrund der gestiegenen Transportkosten für die herkömmliche Verteilung von Öl, Gas oder Kohle über Land nur eine unzureichende Energieversorgung gibt, wird das schwimmende Atomkraftwerk vor der Küste ankern und Orte versorgen, die einen Vertrag mit Rosenergatom abgeschlossen haben. Die Abnehmer erhalten Strom und Fernwärme. Neben der Energieerzeugung kann das schwimmende Kraftwerk auch zur Entsalzung von Meerwasser genutzt werden. Vor allem in Regionen Südost-Asiens, Afrikas und Australiens besteht Nachfrage nach solchen Anlagen. Im Bereich „Süßwasserbereitung“ rechnen die Entwickler des Miniatomkraftwerks mit weiteren Aufträgen. Ab 2015 wird voraussichtlich ein weltweiter Mangel an Süßwasser auftreten, für dessen Ausgleich bis zu zwölf Milliarden Dollar jährlich aufgebracht werden müssen. Ein Atomkomplex könnte eine Stadt mit einer Million Einwohnern täglich mit 200 000 bis 400 000 Kubikmeter Süßwasser versorgen.



Schwimmende Kernkraftwerke geplant: U-Boote mit Atomantrieb gelten als Vorbild des neuen russischen Projektes. Foto: pa

Die Lebensdauer des Kernkraftwerks schätzen seine Planer auf 40 Jahre, alle zwölf Jahre muß es generalüberholt werden. Bis dahin werden sich die hohen Produktionskosten jedoch amortisiert haben. Atommüll wird nach den Versprechungen der russischen Unternehmen so gut wie nicht anfallen, da die abgenutzten Uranbrennstäbe recycelt werden.

Zunächst wird der Prototyp im Norden Rußlands zum Einsatz kommen, in den Städten entlang der Weißmeerküste, Sewerodwinsk (Archangelsker Gebiet), Dudink (Taimir), wie auch im Gebiet Kamtschatka. In den kommenden Jahren sollen laut Empfehlung der Experten weitere zehn schwimmende Mini-Atomkraftwerke gebaut werden.

Um den zu erwartenden Protesten von Umweltschützern den Wind aus den Segeln zu nehmen, stellte Rosenergoatom-Chef Sergej Obosow die verschärften Sicherheitsmaßnahmen heraus, unter denen schon die atombetriebenen Eisbrecher zum Einsatz kommen. „Zuverlässig wie eine Kalaschnikow“, beschreibt Obosow die Technik mit einem waghalsigen Vergleich. „Ein Tschernobyl auf See wird es nicht geben“, versicherte auch der Vorsitzende der russischen Atomenergiebehörde Rosatom, Sergej Kirijenko. Einen zweiten GAU wie den vor 20 Jahren will Rußland auf keinen Fall riskieren. Eine Doppelwandkonstruktion aus Stahl mit zahlreichen Sicherheitsschotten und Luftkammern soll sogar den Aufprall eines Flugzeugs auf das schwimmende Kraftwerk aushalten und einen Austritt von Strahlen verhindern können. Eine vom russischen Staat in Auftrag gegebene Expertise bescheinigt darüber hinaus Sicherheit bei einem Erdbeben oder Tsunami.

Außerdem soll die Anlage unsinkbar sein.

Kritische Umweltschützer jedenfalls haben kein Vertrauen zur russischen Atomenergie, weil es bereits – entgegen den Beteuerungen der Verantwortlichen – zu zahlreichen Störfällen auf russischen Atombooten gekommen sein soll, von denen die Öffentlichkeit nichts erfahren habe.

Berlin rebelliert gegen Brüsseler Pläne

Von KLAUS D. VOSS

Das Auswärtige Amt in Berlin will die Diskussion um die weitere Ausbreitung der EU stark im Tempo drosseln und erfindet einen neuen Status für EU-Interessenten: die „Modernisierungspartnerschaft“. Angesprochen sind Länder wie Ukraine, Moldawien, Georgien, Armenien und Aserbeidschan, unter bestimmten Voraussetzungen auch Weißrußland. Dafür riskiert Berlin einen „stillen Konflikt“ mit der EU-Kommission.

Steinmeier betreibt Osteuropapolitik gegen Linie der EU

Wenn geschickt aufgespielt wird, sind Zeitpunkt und Methode eines Vorstoßes genauso interessant wie die Absichten selbst. Just in jenen Tagen, in denen die Medien den Start Finnlands in die EU-Präsidentschaft nachzeichnen, plaziert das Außenministerium in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ das Sechs-Punkte-Papier eines Arbeitsstabes, von dem „Außenminister Steinmeier Kenntnis habe“, so heißt es. Damit ist gesagt, daß die nationale und internationale Reaktion auf diplomatisch niedrigem Rang getestet werden kann.

Der Zeitpunkt der Ankündigung setzt das Ausrufungszeichen: Einerseits wird Deutschland im Januar die Führung der EU von Finnland übernehmen, zum anderen sind sechs Monate Präsidentschaft zu kurz für große außenpolitische Entwürfe. Deswegen beginnt die Diskussion jetzt schon in der künstlich, aber geschickt verlängerten Amtszeit: Es ist Berlin ernst.

Nicht mehr übersehen wird inzwischen auch in Berlin, daß mit der siebten Erweiterungsrunde um Rumänien und Bulgarien das Verständnis der EU-Bürger gänzlich überfordert ist, von der Türkei oder Kroatien ganz zu schweigen.

Andererseits wollen die Europäer nicht mit ansehen, wie Rußland und die USA in Osteuropa und im Kaukasus heftig und erfolgreich um Einfluß konkurrieren. Diese Staaten sind geostrategisch von großer Bedeutung für Militärbasen der Supermächte. Mehr noch: Die kaukasischen Länder spielen bei der künftigen Energieversorgung eine wichtige Rolle, als Förderstaaten oder als Durchleitungsländer. Die europäischen Interessen werden bei dem Bestreben, sich aus der Abhängigkeit von

Neuer Status für Beitrittskandidaten erfunden

Öl- und Gasquellen am Persischen Golf zu lösen, bisher übergangen.

Der Plan aus dem Berliner Außenministerium bietet den „Partnerschaftsstaaten“ Hilfen bei der Entwicklung zu wirtschaftlicher und politischer Stabilität an, honoriert einen entschlossenen Wandel zur Demokratie und will Perspektiven auf wachsenden Wohlstand schaffen. Zugleich durchkreuzen die Planer Steinmeiers für lange Zeit alle Beitrittspläne dieser Staaten. Die EU soll vor weiteren untragbaren Belastungen geschützt bleiben.

Aus dem Außenministerium heißt es unverblümt, die Pläne „stünden durchaus in Konkurrenz zu den Vorstellungen der EU-Kommission“. Das soll heißen: Während Brüssel auf seinen Erweiterungsdrang fixiert ist, organisiert das Steinmeier-Ministerium eine breite Mehrheit gegen die nächsten Stufen der Osterweiterung.

Hochexplosive Mischung an der Regierung?

Nach einem Wahlergebnis ohne klare Mehrheiten hat sich in der Slowakei eine sehr bunte Regierungskoalition aus zwei linken und einer ultrarechten Partei gebildet.

Der bisherige Premierminister Mikulas Dzurinda wird durch den linken Populisten Robert Fico ersetzt, der im Wahlkampf bewußt die Wirtschaftsreformen der Mitte-Rechts-Regierung angeprangert hat und nun auch dagegen vorgehen will. So will er vor allem die vom Vorgänger getätigten Privatisierungen auf den Prüfstand stellen. Auch die Niedrigsteuer, die der Slowakei ein großes Wirtschaftswachstum und zahlreiche ausländische Investitionen eingebracht hat, will er gegen ein neues Steuersystem ersetzten.

Neben Ficos ist auch die Partei von Vladimir Meciar mit dabei. Meciar war in den 90er Jahren Ministerpräsident, hat jedoch das Land international isoliert. Das soll unter Fico nicht der Fall sein, da alle Pflichten als EU- und Nato-Mitglied eingehalten würden.

Die ungarische Minderheit im Land ist bezüglich der Regierungsbeteiligung der als rechtsextrem geltenden SNS skeptisch. Deren zu Alkoholexzessen neigender Parteichef Slota macht aus seiner Abneigung gegen die Magyaren keinen Hehl. *Bel*

Fragwürdiger Sommerregen

Erneute Eskalation in Nahost – und der Westen schweigt

Von R. G. KERSCHHOFER

Der von Angehörigen der Hamas ausgeführte Tunnelangriff gegen einen israelischen Posten, also nicht gegen ein ziviles Ziel, war offensichtlich von langer Hand vorbereitet. Ausgeführt wurde er aber erst, nachdem die Hamas ihre im Februar 2005 einseitig verkündete und eingehaltene Waffenruhe widerrief – weil sie dafür einige Gründe hatte: Die Waffenruhe war weder von Israel noch von den USA oder der EU honoriert worden. Die Ermordung von Palästinensern – „gezielte Tötung“ genannt – ging unvermindert weiter. Und die nach dem Wahlsieg der Hamas im Januar dieses Jahres gebildete Regierung wurde materiell ausgehungert und damit handlungsunfähig gemacht. Ausschlaggebend waren aber letzten Endes die Ermordung eines Hamas-Führers Anfang Juni und der Tod einer Familie am Strand von Gaza.

Auch der „Gegenschlag“, die „Operation Sommerregen“, war längst vorbereitet und wäre unter diesem oder jenem Vorwand auf jeden Fall durchgeführt worden. Israel gelang es bisher, einen großen Teil der Hamas-Minister, -Abgeordneten und -Bürgermeister aus dem Westjordanland zu verhaften. Die Hamas-Regierung, die wegen des Reiseverbots zwischen Gaza und Ramallah ohnehin nur mittels Videoschaltung „konferieren“ konnte, ist gelähmt, und das Parlament ist beschlußunfähig, weil die Mindestzahl an Abgeordneten nicht mehr erreicht wird. Viele Parlamentarier sind untergetaucht, und auch Ministerpräsident Haniya lebt im Untergrund. Sein Büro wurde inzwischen zerbombt, und auch er kann demnächst verschleppt oder – wie angedroht – getötet werden.

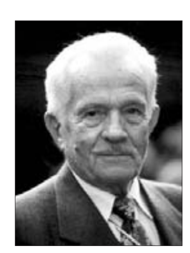


Schon lange geplant: Israelische Panzer auf dem Weg nach Gaza Foto: pa

Zerstört wurde bisher vor allem Infrastruktur – da die Stromversorgung in Gaza weitgehend und längerfristig ausfällt, ist auch die Trinkwasserversorgung überwiegend lahmlegt. Daß dies alles nur der Befreiung eines israelischen Soldaten dienen soll, wird selbst von israelischen Beobachtern bezweifelt, denn Bombardierungen aus der Luft und Kanonaden aus weiter Distanz sind dazu am allerwenigsten geeignet.

Eine besonders unrühmliche Rolle spielt jedenfalls wieder einmal die EU, die sich ganz vor den Karren Israels und der USA spannen läßt. Denn die für den Boykott der Hamas vorgeschobene Begründung, daß diese Israel nicht anerkennen wolle, ist mehr als fadenscheinig: Der Türkei, die das EU-Mitgliedsland Zypern nicht anerkennt und sogar 40 Prozent von dessen Territorium völkerrechtswidrig besetzt hält, gewährt man Beitrittsverhandlungen und vorweg schon Milliarden-Subventionen! Mittlerweile hat sich die Hamas sogar mit der Fatah auf die indirekte Anerkennung Israels geeinigt. Aber der Welt ist das ohnehin egal.

»Moment mal!«



Sabine Christiansen oder das Ende der Berliner Republik

Von KLAUS RAINER RÖHL

Ist das Ende der von immer weniger Leuten geliebten Talkshow „Sabine Christiansen“ tatsächlich ein gutes Vorzeichen für das Ende der ebenfalls von immer weniger Leuten geliebten sogenannten „Berliner Republik“? Hoffentlich. Ist das so schlimm, daß wir diese so wahnsinnig originell getönten Fransenfrisuren und die lachs- und orangefarbenen Kostümjäckchen von Escada und auch das vom Modechirurgen mit sogenannten sinnlichen Lippen versehene schmale Gesicht der ehemaligen Stewardeß und Fernseh-Ansagerin beim nervösen Dazwischen-Reden nicht mehr sehen müssen? War Sabine Christiansen nicht auch noch in dieser Schlüsselstellung eine Ansagerin geblieben, die verkündete, was in dieser Berliner Republik angesagt sein sollte: Politische Korrektheit, 68er rot-grünes Blabla mit einem kleinen Schuß CDU á la Angela Merkel, so viel wie möglich natürlich, aber mehr war eben nicht drin. Richtig loslegen konnte auch die Kanzlerin erst, als auch sie anfing, diese lachsrosa und orangen Kostüme zu tragen, und Udo Waltz, der immer mit der Zeit gegangen war und schon Ulrike Meinhof in der Illegalität eine neue Kurzhaarfrisur verpaßt hatte, sich ihrer angenommen hatte. Das war eben der Stil der Berliner Republik. Was war das eigentlich, die Berliner Republik? Zuerst, 1989, hatten die Deutschen skandiert „Wir sind das Volk!“ und schließlich „Wir sind ein Volk!“

Das Entsetzen bei der für alle Ewigkeit in den Medien etablierten Linken war groß. Wiedervereinigung. Zusammengehörigkeitsgefühl. Nation. Hatte man dafür 50 Jahre in Wort und Schrift Volkserziehung gemacht? Man wich ein paar Schritte zurück, war befangen. Eine ganze Welt von Illusionen brach zusammen. Doch bald hatte man alles wieder im Griff. Man hatte gegen die Deutschen eine Niederlage erlitten, es war für viele Jahre die Stunde Helmut Kohls, aber man behielt ja die Medien fest im Griff, hatte inzwischen sogar den Fuß bei den konservativen Medien wie „Welt“ und „FAZ“ in der Tür, die früher konservativen Funkhäuser wie der WDR und der „Bayerische Rundfunk“ waren längst von 68ern besetzt. Im Bundestag wurde nicht länger das Deutschlandlied gesungen. Wenn es irgendwo gesungen wurde, so wurde es nicht übertragen. Dann kam die Rückverlegung der Hauptstadt nach Berlin.

Nach anfänglichem, sogar parteiübergreifendem Kampf gegen Berlin als Hauptstadt, geführt von den Ehefrauen und schulpflichtigen Kindern der Abgeordneten, die lieber in Bonn bei ihren Damenkränzchen und Klassenkameraden bleiben wollten. Doch am Ende wurden alle Berlin-Gegner mit viel Geld, Ortszuschlägen und Reisekosten und guten Grundstücken und Wohnungen doch noch Berlin-überzeugt, und nachdem man den Reichstag in einen überdimensionalen Müllbeutel verpackt hatte und die Berliner das für einen großartigen Spaß genommen hatten, kam Stimmung auf, immer mehr Nicht-Berliner strömten in die Stadt. Da wurde mit Milliarden-Zuschüssen und -Krediten für Kanzleramt und Holocaustdenkmal, Friedrichstraße und Kudamm, Prenzlauer Berg und Stalinallee und Kreuzberg und Türkisch-Neukölln noch so ein richtiges großstädtisches Kuddelmuddel mit Flaniermeile, und da fanden sich auch aus der ganzen Republik verrückte Leute zusammen, die es für schick hielten, auf der Berliner Flaniermeile herumzuspazieren, und als der neue Bürgermeister Wowereit seine sexuelle Ausrichtung outete und die Tunten- und Tuckenschau und noch jeden exhibitionistischen Nackt-Umzug, genannt „Love Parade“, mit freundlichen Empfehlungen begleitete, jubelten die jugendlichen Massen ihm zu. Die übrigen Deutschen wurden gar nicht erst gefragt, ob sie das auch gut fänden.

Die Deutschen wurden weiter nicht gefragt und muckten nicht mal auf. Auch nicht, als am Nationalfeiertag am Brandenburger Tor alles Mögliche um das für Millionen restaurierte Denkmal herum drapiert war und hochbezahlte große Künstler alles Mögliche heraushängen ließen, bloß nicht die deutsche Fahne. Vielleicht wunderten sich die meisten Zuschauer doch etwas, daß keine Nationalfahne am Nationalfeiertag da hing und nicht einmal die kastrierte Nationalhymne gesungen wurde, sondern statt dessen eine amerikanische Sängerin auf englisch einen Blues sang und die deutsche Sängerin Joy Flemming irgendeinen Jazz röhrte, als wäre man beim Schlagerfestival in Athen, wo sie später diese unnachahmlichen Kehltöne noch einmal zum Besten gab.

Man kaufte im großen ein. Geld spielte keine Rolle. Intendanten, Museumsdirektoren, Architekten, Dirigenten. Hauptsache teuer. Es war die rot-rote Machtelite, die sich nun bediente. Alles auf Pump, versteht sich. Inzwischen ist Berlin pleite. Eine nicht angemeldete Pleite. Konkursverschleppung nennt man das im bürgerlichen Recht. Jetzt hält man die Hand auf, und die als spießig verspotteten Häuslebauer und Steuerzahler in Bayern und Baden-Württemberg sollen wieder einmal die Schulden bezahlen.



Bühne für Politiker: Bei „Sabine Christiansen“ wurde viel geredet aber nichts bewegt. Foto: NDR / TV21 / Marcel Mettelsiefen

Nicht nur die Stadt Berlin, die ganze „Berliner Republik“ war eigentlich ein ziemlich linker Laden. Ein Selbstbedienungsladen, der sich selber gut versorgte, aber den Reichen dafür etwas abknapsen wollte. Das Übel an der Wurzel packen, alle Großkonzerne knacken! So hatten sie 1968 gereimt. Nun hatten sie die Macht, aber sie mochten niemand mehr enteignen. Möchten täten sie schon, sagten sie in der Talkshow, aber das ginge nicht so schnell. Wenigstens ordentlich das Leben schwermachen müsse man den Arbeitgebern, durch höhere Steuern, Reichensteuern, wie sie schon die Jakobiner in der Französischen Revolution forderten. Solche Steuern machen volkswirtschaftlich wenig Sinn, sollen aber als Neidsteuern Dampf ablassen. Ebenso wie Erbschaftssteuern, Umweltsteuern, Ausbildungsplatz-Abgaben. Insgesamt also umsteuern. Was ist das? Fragen Sie nicht Frau Christiansen, die weiß es auch nicht so genau. Auf jeden Fall Steuern, Steuern, Steuern. Was ist das: Verantwortung des Kapitals, Standort Deutschland sichern, Zukunft sichern, Willkür beschneiden? Das alles hört sich mächtig differenziert an und verantwortungsvoll.

Wenn da mal einer auftritt wie Arnulf Baring, wirkt er wie ein Besucher vom anderen Stern, wie das Kind in dem Märchen von des Kaisers neuen Kleidern. Man läßt ihn gern in der Talkshow reden, wenn auch meistens nicht ausreden. „Ja, gut, das haben Sie nun lange genug ausgeführt, Herr Professor Baring. Nun wollen wir mal die Meinung von Herrn Westerwelle dazu hören.“ Oder eben den schlitzohrigen Gewerkschaftsführer Sommer, der so aussieht wie in einem alten amerikanischen Film der radikale unnachgiebige Gewerkschaftsboß, der in Wirklichkeit mit der Mafia kungelt.

Sie kämpfen nicht mehr, wie 1998 Rot-Grün, um die Durchsetzung der politischen Korrektheit. Sie strahlen den Unfug bereits als Kantsche Maxime aus: Wer nicht für sie ist, ist gegen sie. Darüber besteht jedenfalls Konsens. Konsensdemokratie á la Christiansen. Nur, daß man in der Wirklichkeit nicht, wie in der Talkshow, am Ende sagen kann: „Leider ist unsere Zeit um, wir danken Ihnen allen. Auf Wiedersehen beim nächsten Mal.“

Ja, Frau Christiansen, die Zeit ist nun wirklich um. Auch die der alten Berliner Republik. Möglicherweise auch die der Großen Koalition. Das nächste Mal ist bei der nächsten Wahl. Sie kann Überraschungen bringen.

Ein Blick für das Volk

Das Münchner Haus der Kunst zeigt eine Ausstellung über die Zeitschrift »Die Kunst für Alle«

Im Oktober 1885 erschien im Münchner Bruckmann-Verlag erstmals „Die Kunst für Alle“. Die Zeitschrift zeichnete sich durch die Verwendung modernster fotomechanischer Reproduktionstechniken aus. Sie stand fast sechs Jahrzehnte lang für den Versuch, breiteren Volksschichten Kunstverständnis zu vermitteln. Mit 15 000 Exemplaren erzielte sie für eine Kunstzeitschrift eine hohe Auflage, und ihr Preis von durchschnittlich einer Mark entsprach damals dem Eintritt für einen Museumsbesuch. Die Zeitschrift erschien anfangs alle 14 Tage, ab Mitte 1943 nur noch zweibis dreimonatlich. Sie hielt sich ungewöhnlich lange auf dem Markt und behauptete sich beinahe konkurrenzlos; 1944 mußte sie schließlich wegen kriegsbedingten Mangels an Papier ihr Erscheinen einstellen.

Herausgeber und gleichzeitig Chefredakteure waren Friedrich Pecht (1885–1903), Friedrich Schwartz (1903–1914) und Paul Kirchgraber (1914–1944). Friedrich Pecht war ein so bekannter wie gefürchteter Kunstkritiker; als er mit der Herausgabe von „Die Kunst für Alle“ betraut wurde, war er 71 Jahre alt. Er war Nationalist, betonte stark die Nationalstaatlichkeit Deutschlands und gab der Zeitschrift auch als Autor ihr Gesicht; allein der erste Jahrgang enthielt über 30 Artikel aus seiner Feder.

Nach dem Ausscheiden Pechts 1903 ändert sich der Ton. Es schreiben Persönlichkeiten mit modernen Standpunkten wie Alfred Lichtwark, Julius Meier-Graefe und Hugo von Tschudi. Sie machen sich für die Künstler der Sezession – Franz von Stuck, Lovis Corinth, Hans Thoma, Raffael Schuster-Woldan – und die Impressionisten stark. Die Kunst der Avantgarde bleibt jedoch ausgeblendet: Die Brücke wird so gut wie nicht beachtet, über den Blauen Reiter und Kandinsky werden keine längeren Artikel veröffentlicht.

Von 1918 bis 1933, während der Weimarer Republik, vertritt die Zeitschrift einen zurückhaltenden Pluralismus, der sich nach wie vor auf gegenständliche Kunst beschränkt. In den 30er Jahren fördert sie die Kunst deutscher Maler, verzichtet dabei aber auf hetzerischen Ton, wie er für die nationalsozialistisch gefärbte Presse charakteristisch war. Damit bildete sie ein gewisses Gegengewicht zu Zeitschriften wie „Die Kunst im Dritten Reich“. Die Ausstellung „Entartete Kunst“ im Münchner Hofgarten 1937, Hitlers Kampfansage gegen Moderne und Abstraktion, wurde von ihr mit keinem Wort erwähnt. „Die Kunst für Alle“ war als gemäßigtes Organ der bürgerlichen Mitte weder ein reaktionäres Kampfblatt, noch ging sie in Opposition zu der von der Partei gewünschten Kunst.



Udo Wendel: Die Kunstzeitschrift (Öl, 1939 / 40)

Foto: Artothek Weilheim

Gleichzeitig finden sich in „Die Kunst für Alle“ volkserzieherische Parolen und Schlagworte wie Volk, Gesundheit, Rasse. Sie sind von Anfang an und in sämtlichen Jahrgängen Bestandteil von Aufsätzen, wurden später zu Schlagworten der Nationalsozialisten und schließlich Schlüsselworten in Hitlers „Reden zur Kunst- und Kulturpolitik“.

Als „Die Kunst für Alle“ 1885 auf den Markt kam, waren fotografische Reproduktionen erst seit kurzem technisch machbar. Viele Leser konnten durch die Fotos und Reproduktionen Werke in Galerien und Museen anderer Städte überhaupt erst kennenlernen. Die Kunstreproduktion hatte sich zu einem neuen Industriezweig entwickelt. München wurde mit den international tätigen Verlagen Bruckmann und Hanfstaengl dessen Zentrum.

Die Ausstellung im Münchner Haus der Kunst konfrontiert Originalausgaben der Zeitschrift mit Gemälden von Künstlern wie Lovis Corinth, Franz von Defregger, Franz von Stuck, Hans Thoma sowie den Malern der Großen Deutschen Kunstausstellungen und den Reproduktionen in Form von Postkarten und Kunstdrucken. Die Großen Deutschen Kunstausstellungen, die von 1937 bis 1944 im damaligen „Haus der Deutschen Kunst“ stattfanden, waren konstant sehr gut besucht; die Ausstellung aus dem Jahr 1942 beispielsweise zog bei einer Laufzeit von 34 Wochen über 800 000 Besucher an. Dieser Erfolg erklärt sich auch aus der Kontinuität der Bildwelt, die den Themen des 19. Jahrhunderts verpflichtet geblieben war, und der gegenständlich-realistischen Malweise, die als leicht verständlich empfunden wurde. Die Ausstellungen galten außerdem als wichtigste Leistungsschau deutscher Kunst.

Der chronologische Bogen der Münchner Ausstellung spannt sich von dem Bild „Kränzchen“ von Gabriel Max aus dem Jahr 1889 bis Udo Wendels Gemälde „Die Kunstzeitschrift“, das aus der Großen Deutschen Kunstausstellung 1940 von Adolf Hitler gekauft wurde. „Kränzchen“ zeigt eine Horde Affen, die auf ein hochpreisiges Ölgemälde blicken – eine ironische Anspielung auf Kunstkritiker und Publikum vor einem gemalten Original. Udo Wendels Gemälde „Die Kunstzeitschrift“ zeigt den Maler mit seinen Eltern beim Betrachten einer Abbildung in „Die Kunst im Dritten Reich“ – ernst, sittsam und bildungsbeflissen; 60 Jahre später erhält die Reproduktion genauso viel Aufmerksamkeit wie das Original. Die ausgewählten Werke haben den Blick zum Thema, den die dargestellten Akteure auf Gegenstände ihres Interesses, auf den anderen oder auf den Betrachter richten.

> Viele Werke sind aus dem Gedächtnis verschwunden

Am Eingang zur Ausstellung steht eine Litfaßsäule mit Zitaten aus „Die Kunst für Alle“. Diese Art der Präsentation auf einer Kultursäule nimmt auf das bürgerlich-urbane Milieu der Leser Bezug. Im ersten Raum stehen die zitierten Aufsätze und sämtliche Inhaltsverzeichnisse mit Suchfunktion digital zur Verfügung.

Eine große Zahl der ausgewählten Ölgemälde stammt aus Depots. Werke, die im späten 19. Jahrhundert allgemein bekannt waren, werden heute nicht mehr öffentlich gezeigt und sind fast vollständig aus dem Bildgedächtnis verschwunden. Stark in den historischen Entstehungszusammenhang eingebunden, sagen diese Werke auch heute viel über die Vorlieben und Ereigniswelt der damaligen Betrachter aus: So ist das Bild der Frau über Jahrzehnte von der Darstellung als Mutter oder als Akt geprägt; der Mann präsentiert sich als einfacher Soldat oder in der Pose des leitenden Militärs, als Bauer oder politisierender Bürger. Auch Religion und Mythologie gehörten zu den bevorzugten Themen. Die Künstler, die von der Zeitschrift „Die Kunst für Alle“ gefördert wurden, haben den Anschluß an die damalige Avantgarde – heute die klassische Moderne – kaum gesucht. Ihre Werke eigneten sich jedoch als Identifikationsangebot für eine große Mehrheit, während die Avantgarde den Geschmack einer Minderheit ansprach.

Beispielhaft für die ästhetische Kontinuität von Bildmotiven ist „Das Leben“ von Raffael Schuster-Woldan. Das Gemälde wurde bereits 1905 im Glaspalast ausgestellt und in „Die Kunst für Alle“ als Meisterwerk der Schau hervorgehoben. Jahrzehnte später, 1941, war es in der Großen Deutschen Kunstausstellung zu sehen, in der Schuster-Woldan einen eigenen Raum erhielt. Im Katalog als unverkäuflich deklariert, wurde es dennoch von Hitler für 60 000 Reichsmark gekauft. Mit diesem Preis war es zwischen 1937 und 1944 eins der am höchsten dotierten Bilder. Es wurde 1942 in den Führerbau der Münchner Arcisstraße geliefert und nach dem Krieg von den Amerikanern beschlagnahmt. Bis 1998 lagerte das Gemälde im Hauptzollamt der Stadt München; heute gehört es zum Bestand des Deutschen Historischen Museums in Berlin.

Elena Heitsch

Die Ausstellung im Münchner Haus der Kunst, Prinzregentenstraße 1, ist montags bis sonntags von 10 bis 20 Uhr, donnerstags von 10 bis 22 Uhr geöffnet, bis 3. September.

»Eine dünne Glaswand umgab ihn«

Berühmte Liebespaare der Kulturgeschichte: Drei wichtige Frauen in dem Leben des Dichters Franz Kafka

Zu Milena Jesenska, die ihn liebte, äußerte Franz Kafka, daß „die schmutzige Sexualität“ die „ideale Liebe zu einer Frau schmälert“. Die Verbindung löste sich auf. Kafka war wieder einmal allein. Ein Sprichwort sagt: „An den Scheidewegen des Lebens steht kein Wegweiser.“ Er wäre Kafka auch nicht hilfreich gewesen, denn in irreparabler Daseinsangst, die seine Bindungsscheu einschloß, hätte er ein Wegzeichen unbeachtet gelassen. Geboren wurde der wortsensible Schreibkünstler am 3. Juli 1883 als ältestes von sieben Kindern einer angesehenen jüdischen Kaufmannsfamilie in der Prager Altstadt. Er studierte Jura und verdiente seinen Lebensunterhalt als Jurist in der „Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt für das Königreich Böhmen in Prag“. Er versah seinen Dienst mit Akkuratesse, seine Berufung als Schriftsteller übte er nachts aus. Totenstill mußte es sein, wenn er seine, die Psyche des Lesers beklemmenden Erzählungen, Romane verfaßte. Mit „Die Verwandlung“, „Das Urteil“, „Ein Prozeß“, „Das Schloß“ wurde ihm literarische Weltgeltung zuteil.

Zeitlebens blieb Kafka ein Einzelgänger. Bereits ein Klassenkamerad hatte über den Gymnasiasten geäußert: „Wir alle hatten ihn sehr gern und verehrten ihn auch, aber wir waren mit ihm nie richtig vertraut, eine dünne Glaswand umgab ihn.“ 1912 war seine zur Einsamkeit neigende Entwicklung abgeschlossen, gleichwohl litt er an „Gemeinschaftssehnsucht“, die er in sozialistischen Gruppierungen zu befriedigen hoffte. Vergebens! „Familie“ bedeutete „Verrat am literarischen Werk“, denn „das Dasein des Schriftstellers ist wirklich vom Schreibtisch abhängig, er darf sich eigentlich, wenn er dem Irrsinn entgehen will, niemals vom Schreibtisch entfernen.“

Unabhängig von diesem selbstauferlegten Axiom fehlte es nicht an Versuchen Kafkas, wenn schon nicht „Familienvater“, so doch wenigstens liebender Gefährte einer geliebten Frau zu sein. Genau dies verbot die damalige Gesellschaftsordnung. Ein junger Mann hatte sich zu verloben, zu heiraten oder zu den „Huren“ zu gehen. Letzteres tat auch Kafka. Prompt entstand bei ihm der Abscheu vor der „unreinen“ Liebe. Dennoch: Drei Frauen – ob mit oder ohne „schmutzige Sexualität“ – wirkten in sein Leben und Werk hinein.

Bei seinem Freund und Verleger Max Brod lernte er im August 1912 Felice Bauer kennen, Tochter bester jüdischer Herkunft. Was für die christliche Gesellschaft galt, galt für die strenggläubigen jüdischen Bürger in besonderem Maße; die Töchter wurden keine „Mätressen“. Der selbstsicheren Felice fühlte er sich zugeneigt. Wie sie sympathisierte er mit dem Zionismus. Die Tagebucheintragungen enthalten eine „Zusammenstellung alles dessen, was für und gegen meine Ehe spricht“. Schon wenig später notiert er: „Ich werde mich bis zur Besinnungslosigkeit von allen entfernen.“

Zwischen diesen beiden Polen, Verbindungswunsch und Verbindungsverneinung, verliefen seine Lieben. Zweimal besuchte er Felice in Berlin, wo sie wohnte und arbeitete. Am 1. Juni 1914 verlobte er sich mit ihr und entlobte sich bereits im Juli. Die Beziehung erlischt vorerst nicht. Das geschieht erst 1917. Da begleitet er Felice zu ihrer Schwester nach Budapest. Zum zweiten Mal verlobt er sich mit ihr. Im August erleidet er einen Blutsturz. Die Diagnose lautet: Lungentuberkulose. Niemand kann von einem Lungenkranken erwarten, daß er heiratet. Ein Kranker ist sexuell entpflichtet, meint Kafka und glaubt, sein psychisch-physisches Problem sei gelöst.

1920 kreuzt die 13 Jahre jüngere Journalistin Milena Jesenska seinen Lebensweg. Sie ist Tschechin, Nichtjüdin und von ihrer Mädchenzeit an für extravaganten Lebenswandel bekannt. Gegen den Willen ihres Vaters, einem strikt national denkenden, berühmten Kieferchirurgen in Prag, heiratet sie den Literaturkritiker Ernst Pollak; er ist Jude. Bei der Eheschließung machte der Vater zur Bedingung, daß Milena mit ihrem Mann nicht in Prag wohnen dürfe. So zogen sie nach Wien. Als die Ehe sich auflöste, schrieb Milena an Kafka und bat ihn, seine Novellen ins Tschechische übersetzen zu dürfen. Sie lernen sich kennen – und Kafka erlebt die einzige furiose Leidenschaft seines Lebens. Er schreibt an Max Brod: „Sie ist ein lebendiges Feuer, wie ich es noch nie gesehen habe. Dabei äußerst zart, mutig, klug ...“ Doch die Angst läßt ihn nicht aus den Fängen. In einem Brief an Milena heißt es: „Für mich ist es ja etwas Ungeheuerliches, was geschieht, meine Welt stürzt ein, meine Welt baut sich auf, sich zu, wie Du – dieses Du bin ich – dabei bestehst.“ Er schreibt ihr auch eine Warnung: „Deine Beziehung zu mir kenne ich aber gar nicht, sie gehört ganz der Angst an, Du kennst mich auch nicht, Milena, ich wiederhole das.'“

Konnte solche Liebe dauerhaft sein? Nein! Immer wieder schreckte Kafka vor der „fordernden und rigorosen Liebe“ Milenas zurück. Ausgelebte, geballte Erotik bedeutete für Milena „die natürlichste Sache der Welt“. Sie stand im krassen Mißverhältnis zur Askese Kafkas. Trotzdem: Vier Tage lebte er an ihrer Seite, frei von Liebesfurcht. In Wien hatten sie sich verabredet. Darüber berichtet Milena: „Ich habe seine Angst eher erkannt, als ich ihn gekannt habe. In den vier Tagen, in denen er neben mir war, hat er sie verloren. Wir haben über sie gelacht. Es war nicht die geringste Anstrengung nötig, alles war einfach und klar ...“ Kafka reiste nach Prag zurück. Er wußte, daß es für ihn „zu spät“ für eine



Erste Liebe: Franz Kafka und Felice Bauer — Foto: Archiv

strapaziöse Liebe war. Brieflich blieben sie in Kontakt, sahen sich auch kurz wieder. Er überreichte ihr seine Tagebücher und Manuskripte zur Nachlaßverwaltung, sein höchster Vertrauensbeweis. Kafkas „Briefe an Milena“, 1952 erstmals veröffentlicht, sind Zeugnis einer unalltäglichen Liebesromanze.

1923 entschloß sich Kafka in Berlin zu einer Wohngemeinschaft mit Dora Diamant. Die anmutige, junge Frau, deren chassidische Erziehung zu Güte und Hilfsbereitschaft verpflichtet, nimmt ihn für sie ein. Die Chassidim („die Frommen“) sind Angehörige einer in der Ukraine um 1750 gegründeten Bewegung, die – im Gegensatz zum Intellektualismus – die Gemütswerte betont und eine eigene Gebetsmystik entwickelte. Im Chassidismus glaubte Kafka, urtümliches Judentum zu erkennen. Dora Diamant wurde seine Lebensbegleiterin. Die Krankheit schritt rapide voran. Freund Robert Klopstock und Dora fuhren mit ihm ins Sanatorium in Kierling bei Klosterneuburg nahe Wien. Von beiden bewacht, stirbt Franz Kafka am 3. Juni 1924. In seiner letzten Erzählung „Josefine“ spricht er vom Tod: „Vielleicht werden wir also gar nicht viel entbehren, aber erlöst von der irdischen Plage sein.“

Esther Knorr-Anders

Von GÜNTER ROHRMOSER

Halm in den Winden des Zeitgeistes

Deutschlands fataler Gesellschaftswandel durch das Wirken der »Frankfurter Schule«

Was sind die Folgen der „Frankfurter Schule“ gewesen? Die Folgen waren und verbinden sich mit der berühmten studentischen Revolte und das nicht zufällig, weil natürlich die erste Phase dieses Umformungsprozesses an den Universitäten ansetzen mußte. Sie erkannten, und das gehört zu den ältesten Einsichten von Horkheimer, daß die Wissenschaft in dieser modernen Industriegesellschaft die erste und die wichtigste Produktivkraft ist. Wer die Kontrolle und die Steuerung dieser Produktivkraft Wissenschaft in die Hand bekommt, der hat damit die Gesellschaft im ganzen in der Hand. Nun sind nicht alle deutschen Universitäten erobert worden, aber entscheidende Universitäten und Universitätsbereiche. Damals erklärte ein Wissenschaftler, es sei erfolgreich gelungen, die Bremer Universität in eine Art stalinistische Kaderschmiede zu verwandeln. Das ist heute völlig anders, aber das konnte damals mit Stolz als ein wichtiger und wesentlicher Schritt verkündet werden.

Wir wissen, was daraus geworden ist. Die Revolte hat bewirkt, daß die alte deutsche Universität zerschlagen wurde. Sie hat die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß zuerst die Ministerialbürokraten die seit Generationen versuchte Machtübernahme über die Universitäten erreichten. Dann wurde die Universität vergesellschaftet, das heißt gesellschaftliche Gruppen versammeln ihre Vertreter in einem Gremienrat, der über Hochschullehrer, Mittelverwendung, Lehrpläne und so weiter entscheidet. Die Vergesellschaftung der Universität ist zwar erreicht worden, aber nicht so wie unsere Revolutionskämpfer es sich gedacht haben, sondern eher das Gegenteil wurde erreicht und bewirkt.

Und dann natürlich die Schule. Man staunt immer wieder, daß es Leute gibt, die darüber erschrecken, was über die innere Verfassung und den Zustand unseres Schulwesens an ihre Ohren dringt. Die Schule war und ist nach der Universität von gleicher Bedeutung, denn die Schule ist die Stätte des Prozesses, durch den eine heranwachsende biologische Generation in die vorgegebenen Kulturverhältnisse, -formen und -verständnisse eingeübt und eingelebt werden muß. Das heißt wenn dieser Vorgang der Einübung in die vorgegebene Kultur nicht stattfindet, dann bricht diese Kultur, ihre Kontinuität und Tradition ab. Das Ziel der sogenannten emanzipatorischen Schule war genau entgegengesetzt, nämlich die Kinder aus der bestehenden Kultur zu emanzipieren, das heißt konkret, sie herauszubrechen, und das dazu geeignete Mittel war die anti-autoritäre Erziehung. Das Ergebnis ist die Rütli-Schule.

Auch wissen wir, daß über 20 Prozent der Schulabgänger nicht im Besitz der geforderten Kulturtechniken sind und zehn bis 15 Prozent weder lesen noch schreiben können, und zwar nicht nur ausländische Kinder, sondern auch deutsche. Das heißt, was hier entstanden ist als Folge eines übersehenen, unterdrückten und zum Teil verdrängten kulturrevolutionären Angriffs und Prozesses, stellt uns vor Probleme, auf die gegenwärtig niemand eine Antwort hat. An einer anderen Schule haben Eltern, Schüler und Lehrer beschlossen, an der Schule muß deutsch geredet werden.

Welche Sprache sollte denn sonst an einer deutschen Schule gebraucht werden? Wie soll man Unterricht erteilen in Klassen, in denen 20 Nationen vertreten sind und ebenso viele unterschiedliche Sprachen?

Und drittens, das ist vielleicht das allerwichtigste, die Familie. Es gehörte von Anfang an zu dieser kulturrevolutionären Bewegung der Wille, die traditionelle bürgerliche Familie aufzulösen und abzuschaffen. Das war Programm.

Im zweiten Familienbericht der damaligen Bundesregierung unter Helmut Schmidt war zu lesen, daß die Familie eine Zwangsinstitution sei. Die verbürgerlichte Familie ist also ein Herrschaftsgebilde, und zwar ein Herrschaftsgebilde zur Aufrechterhaltung kapitalistischer Zustände und Verhältnisse. Der Vater ist die Vermittlungsfigur, der die dem Kapitalismus förderlichen Normen und Werte in der Familie tyrannisch durchsetzt, dabei die Frau unterdrückt, die Kommunikationsverhältnisse auflöst und Familie damit zu einer Zwangsinstitution macht. Da muß man sich doch fragen, was haben sich die Bürger eigentlich dabei gedacht, wenn sie das überhaupt zur Kenntnis genommen haben.

In einer Stadt wie Stuttgart leben in bald 50 Prozent der Wohnungen Alleinstehende, und sehr viel anders werden die Verhältnisse in anderen Großstädten auch nicht sein. Jede zweite Ehe scheitert tendenziell und zum krönenden Abschluß erhebt die CDU-Familienministerin, angepaßt und gemildert durch grüne Schattierung, zum Regierungsprogramm, daß Eltern, die beide arbeiten, Elterngeld bekommen und Frauen, die zu Hause bleiben, nicht. Das war der ursprüngliche Vorschlag, aber heute bekommen nur die doppelarbeitenden Eltern Elterngeld, wenn der Mann auch bereit ist zwei Monate den Wickeldienst für das Baby zu übernehmen. Ob das gut oder schlecht ist, ist unerheblich, aber es ist die Erfüllung des kulturrevolutionären Programms.

Daß das deutsche Volk mit einiger Energie und Besessenheit dabei ist, sich biologisch selber zu dezimieren, ist ja nicht vom Himmel gefallen. Natürlich sind andere Faktoren und Bedingungen hinzugekommen, aber das gehört auch mit zum Resultat. Die CDU sagt heute, Familie ist da, wo Kinder sind. Jedes Individuum in der liberalen Gesellschaft kann entscheiden, ob es heiraten will oder nicht, wen es heiraten will und wen es nicht heiraten will. Nur mit den Kindern ist es anders. Ich kann nicht sagen, Familie ist da, wo Kinder sind, ohne die Frage zu stellen, wo kommen denn die Kinder her? Sie kommen doch nicht aus den Schwulenverbindungen, sie kommen doch aus der Familie. Die privatindividualistische Gestaltung der Eheverhältnisse ist eine Sache, aber mit der damit verbundenen Verweigerung und Auflösung der Familie ist der biologische Untergang dieses Landes vorprogrammiert, das müssen wir endlich zur Kenntnis nehmen.

Denn was folgt aus der Überalterung? Nicht nur, daß die Leute erfreulich alt werden, sondern daß die Gesellschaft ihre vitalen Impulse verliert, mit der sie sich der Zukunft mit Optimismus und Zuversicht zuwenden kann. Die überwiegenden Alten verteidigen ihre Besitzstände gegen die Zukunft und es wird ein katastrophaler Bruch in dem sowieso bedenklichen bis morbiden Verhältnis zur Zukunft eintreten. Nun beginnt man, das zu diskutieren, aber zu einem Zeitpunkt, wo das Kind schon längst in den Brunnen gefallen ist. Und was hat sich aus alledem für das Leitbild unserer gesellschaftlichen Ordnung ergeben? Wie haben wir die Gesellschaft verstanden, die sich aus allen diesen Bedingungen heraus entwickeln sollte und auch entwickelt hat? Nachdem man mit der Geschichte alle geschichtsbildenden Kräfte wie Nation, Religion, Überlieferung, Tradition und Autorität abgeschafft hat, blieb für diese Gesellschaft, und das ist der gegenwärtige Stand, nur noch eins über, nämlich wirtschaftliches Wachstum, Das müssen wir uns doch einmal klar machen, daß wir einen Staat haben, der praktisch seine ganze Existenz auf die These gestellt hat, daß die Wirtschaft im Jahr durchschnittlich drei bis sechs Prozent Wachstum produzieren muß. Ein Staat, der auf Wachstum gegründet ist, ist kein Staat mehr, denn er ist restlos seiner staatlichen Handlungsmöglichkeiten beraubt, aber dazu verurteilt, das zu erzeugen, was ein Staat nicht kann. Der Staat kann kein Wachstum erzeugen und nicht einen einzigen Arbeitsplatz schaffen.

Das zweite ist der progressive Ausbau des Sozialstaates, nicht nach den Prinzipien, die sich die Väter der Sozialen Marktwirtschaft vorgestellt haben, sondern da ist etwas ganz anderes daraus geworden. Nach den Vorstellungen von Müller-Annack sollte der Sozialstaat die Punkte in der Wirtschaft kompensieren, in der einer aus Unglück, Unvermögen oder Krankheit nicht im Stande ist, seinen gesellschaftlichen Status zu erhalten. Dann sollte der Sozialstaat tätig werden und komplementär Hilfe leisten. Das ist die ursprüngliche Idee des Sozialstaates. Und was ist unter dieser Kulturrevolution daraus geworden? Das Ziel ist, eine Sicherung vor allen denkbaren Risiken des Lebens zu erreichen. Und da haben wir Erstaunliches erreicht. Es gibt keinen sozialistischen Staat, der sich mit dem, was wir erreicht haben, nämlich diesem Grad von sozialer Sicherung, auch nur im Entferntesten messen kann. Die Idealziele des Sozialismus haben wir weltweit am besten erfüllt, nicht die Sowjetunion, nicht Polen, auch nicht die DDR, obwohl die am tüchtigsten waren. Unsere freie, liberale Wirtschaftsgesellschaft hat das erreicht.

Der nächste Schritt war die Überzeugung, daß man auf diesen beiden Säulen, Wirtschaftswachstum und Ausbau sozialer Sicherung, stehen könnte, um sich dem großen Ziel der Emanzipation zuzuwenden. Jeder sollte sich selbst und jeder sollte den anderen emanzipieren. Das Kennwort dieser Epoche lautet: Selbstverwirklichung! Freigesetzt von den Zwängen der Ökonomie, freigesetzt von sozialer Abhängigkeit, sollte das Ziel der Selbstverwirklichung das alles übergreifende Leitende und die eigentliche Legitimation für diesen Staat sein. Wir wissen, wo dieses große emanzipatorische Ziel geendet hat – in der Spaßgesellschaft. Und wenn die Kassen heute noch voll wären, würden wir nichts anderes sein als eine Spaßgesellschaft.

Der gegenwärtige Stand ist, daß dieses Modell geschichtlich definitiv erledigt ist. Diese Ziele, kontinuierliches dynamisches wirtschaftliches Wachstum, Beseitigung der Arbeitslosigkeit, weiterer Ausbau sozialer Sicherheit und Selbstverwirklichung als einziges Ziel, die sind aus und vorbei. Wir erleben das Ende einer durch diese kulturrevolutionären Ziele und Antriebe gestalteten Epoche. Das ist ein historischer Augenblick. Jeder sollte sich eigentlich der ganzen Tragweite und Tiefe dieses Augenblicks bewußt sein.

Die Bundesrepublik ist spät, vielleicht zu spät, in der Wirklichkeit angekommen. Wäre es zu spät, dann bliebe nur die Hoffnung, die auch Lenin leitete, daß die Geschichte immer klüger ist als die Vorstellungen, die wir von ihr haben.

Und das bedeutet auch, die Wirklichkeit so wie sie ist und nicht wie wir sie haben möchten so vollständig wie möglich zu erkennen. Die Annahme dieser sogenannten Wahrheit über die Wirklichkeit wie sie ist, würde schon einen erheblichen Schritt zu unserer Rettung bedeuten.

Aber genauso wichtig ist, die Fähigkeit und den Willen zum geschichtlichen Denken zurückzugewinnen. Die Geschichtslosigkeit ist eine der gefährlichsten Pathologien unserer Gesellschaft. Aber das wird uns ja jetzt durch die Existenz der drei Millionen Muslime in unserem Lande geradezu aufgezwungen. Wenn als Antwort auf die Affäre um die dänische Karikatur Pressefreiheit angegeben wird, ist das natürlich eine wunderbare und richtige Antwort. Nur die Frage ist, reicht das aus. Kann das die ganze Antwort des Westens auf diese Herausforderung sein? Außerdem sagen wir, wir brauchen den Dialog. Kardinal Lehman sagt, wir brauchen den Dialog und sagt aber sofort, er hat noch gar nicht begonnen. Wenn wir den Dialog, brauchen, dann müssen wir uns auch dialogfähig machen. Was soll denn ein junger Deutscher einem Türken entgegensetzen, der von Nationalstolz erfüllt ist, den sein Gottesglaube trägt und der überzeugt ist, die Zukunft einer großen Nation Türkei vor sich zu haben. Wir müssen uns dieser Frage stellen und kommen nicht daran vorbei. Das wird auch die Zukunft Europas bestimmen, und wir sind Teil Europas, und hier muß man ganz klar sehen, es gibt ohne Deutschland auch kein Europa.

Letztendlich entscheidet sich auch die Zukunft Europas in Deutschland. Wenn Deutschland ausfällt, gibt es kein Europa, und das heißt, daß wir gezwungen sind, uns auf unser großes antik-christliches, früher sagte man abendländisches Erbe zu besinnen, weil hier allein noch ein Fundament zu finden ist, auf dem man stehen kann, ohne wie ein Halm in den Winden des Zeitgeistes zu schwanken.

Entwurzelt und zur Spaßgesellschaft mutiert: Skurile Discothek in einer ehemaligen Werkshalle von Krupp in Essen Foto: Visum

Der Autor war Ordinarius für Sozialphilosophie und politische Philosophie sowie Berater von Franz-Josef Strauß und Hans Filbinger. Er verknüpft Konservatismus mit dem christlichen Glauben, ist Gegner der „Frankfurter Schule“ und Referent des „Studienzentrum Weikersheim“. Bei dem Artikel handelt es sich um einen Auszug einer größeren Arbeit, die für 3 Euro beim Direktversand der Gesellschaft für Kulturwissenschaft, Ahornweg 5 a, 76467 Bietigheim / Baden, zu beziehen ist.

Die »Frankfurter Schule«

Als „Frankfurter Schule“ wird die neomarxistische, dialektische „Kritische Theorie“ bezeichnet, die von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno im „Institut für Sozialforschung“ begründet worden ist.

Die „Kritischen Theorie“ der „Frankfurter Schule“ basiert auf der ideologiekritischen Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen und historischen Bedingungen der Theoriebildung. Mit Kritik und Erkenntnis ist der Anspruch verbunden, die gesellschaftlichen Verhältnisse zu verändern.

Die 1947 von Theodor W. Adorno und Horkheimer gemeinsam verfaßte Essay-Sammlung „Dialektik der Aufklärung“ gilt als Hauptwerk der Schule.

Die „Frankfurter Schule“ ging aus dem „Institut für Sozialforschung“ (IfS) der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main hervor, das auf Betreiben des Mäzens Felix Weil 1923 begründet wurde. Unter der Leitung von Max Horkheimer entstand 1932 die „Zeitschrift für Sozialforschung“ als theoretisches Organ des Instituts. Darin formulierte und diskutierte Horkheimer Grundzüge einer „Kritischen Theorie“ der Gesellschaft, die gerne als unorthodoxe Spielart des Marxismus interpretiert wird.

Zu Horkheimers Mitarbeitern gehörten Theodor W. Adorno, Herbert Marcuse, Erich Fromm, Leo Löwenthal und Friedrich Pollock. Auch Walter Benjamin, der während seiner Emigration vom Institut finanziell unterstützt wurde, lieferte bedeutende Beiträge.

Das Institut mußte nach 1933 Deutschland verlassen, zog zunächst nach Paris, dann in die Vereinigten Staaten. Nach der Rückkehr Adornos und Horkheimers aus der Emigration an die Goethe-Universität (1950) gewann die „Frankfurter Schule“ für die 68er-Bewegung große Bedeutung und prägte Teile der deutschen akademischen Soziologie stark in Richtung der „Kritischen Theorie“.

Das „Frankfurter Institut für Sozialforschung“ sollte unter Horkheimers Leitung zu einer interdisziplinär arbeitenden Institution werden, in der theoretische Grundlagenkritik mit empirischen Studien verknüpft werden. So arbeiteten Adorno und Horkheimer im Exil an einer Studie zum Autoritären Charakter mit dem totalitäre Regime zu erklären versucht werden. Die Erfahrung des Nationalsozialismus und der Judenvernichtung waren für die theoretischen und empirischen Arbeiten der „Kritischen Theorie“ prägend. Die Vertreter der „Kritischen Theorie“, allen voran Adorno, gingen den Fragen nach, wie sich die Wiederholung eines solchen Ereignisses verhindern ließe und welche Rolle die Vernunft in diesem Zusammenhang noch spielen könne. Nach Horkheimers und Adornos Tod wurden vor allem Jürgen Habermas, den zu habilitieren sie abgelehnt hatten, und Oskar Negt für die „Frankfurter Schule“ repräsentativ. Ihre „Kritische Theorie“ wird in Abgrenzung zur Älteren „Kritischen Theorie“ Adornos und Horkheimers auch als Jüngere Kritische Theorie bezeichnet.

Wir haben die Freiheit zurückgewonnen – das macht mich stolz

Betr.: 17. Juni 1953

Immer wenn ich in Zittau zum Bahnhof gehe und über den davor liegenden Platz des 17. Juni komme, denke ich daran, daß alle Menschen das gleiche Recht auf Freiheit haben. Als im Juni 1953 in Zittau und überall in der damaligen DDR die Menschen gegen die erneut aufkommende Diktatur gestreikt und demonstriert haben, standen auf diesem Platz die Panzer. Daß dieser erste Aufstand gegen den Kommunismus blutig niedergeschlagen wurde, ist allgemein bekannt. Weil viele unserer Mitbürger in keiner Diktatur leben wollten, haben Sie nach dem Aufstand schweren Herzens ihre Heimat verlassen.

Weil der SED-Diktatur die Leute weggelaufen sind, hat Ulbricht vor 45 Jahren die Mauer bauen lassen und angeordnet, daß auf alle Menschen, die sein sogenanntes Arbeiterparadies verlassen, scharf geschossen wird.

Jeder der diesen Entzug der Freiheit kritisierte, wurde zu Zuchthausstrafen verurteilt. Trotz der Gefahr eingesperrt zu werden gab es Widerstand, und ich finde es ist eine Schande für unsere Bundesrepublik, daß der Widerstand gegen die SED-Diktatur so gering geachtet und bewertet wird. Ich bin der festen Überzeugung, daß keinem Volk auf unserer Erde der legitime Wunsch nach Freiheit und Selbstbestimmung versagt werden kann.

Es ist ein Naturgesetz, daß Diktatur Widerstand erzeugt und daß es zum Aufstand kommen muß.

Vor 17 Jahren, 1989 war es in der DDR soweit, das Faß war voll, und wir haben es geschafft, die Kommunisten zu entmachten, und unsere Freiheit zurückzugewinnen. Darauf bin ich und darauf können wir als Deutsche stolz sein. Der Satz „Wir sind das Volk", von vielen Menschen 1989 gerufen, hat eine ungeheure Kraft entwickelt. Selbst die Zaghaften und Ängstlichen sind 1989 mit zur Demo auf die Straße gegangen und haben eine Menschenkette gebildet.

Dieser Ruf hat die Diktatoren erzittern lassen und uns Kraft und Selbstvertrauen gegeben. Diese Erkenntnis hat auch 17 Jahre nach dem Mauerfall ihre volle Gültigkeit. Sie gibt uns Kraft, allen linken Chaoten und Feinden der Demokratie die Stirn zu bieten. Ich bin ehemaliger politischer Häftling (Bautzen) und habe am 17. Juni 1961 in Zittau mit Flugblättern, die ich selbst gedruckt und verteilt habe, zum Widerstand aufgerufen.

Ewald Kurbiuhn, Olbersdorf

Patriotismus bald ohne Deutsche

Betr.: „Eine Reise nach Deutschland" (Nr. 22)

Ein Plädoyer für den Patriotismus aus einem durch Erleben geläuterten Gehirn. Darüber dürfen wir uns freuen. Der Mensch lernt bekanntlich so lange er lebt, nur nehmen viele diese Anlage nicht wahr. Herr Matussek hat Respekt verdient. Leider dürfte der Ruf nach Patriotismus zu spät kommen.

Ein Freund schrieb mir gerade über seine Erfahrungen mit den in Deutschland lebenden Türken. Über die erste Generation, die von der Industrie zur Arbeit in unser Land gerufen wurde, weiß er nur Positives zu berichten, stellt aber fest, daß sie immer Türken geblieben sind. Anders ist sein Urteil über die in Deutschland geborenen Kinder und Enkel, die sich hier zwar mehr zu Hause fühlten, aber Türken oder Kurden blieben. Sie lebten meist abgekapselt in ihrem Kulturkreis, die Männer träfen sich im Teehaus oder der Moschee, die Kinder seien in der Koranschule oder im türkischen Fußballverein. Bei der großen Geburtenfreudigkeit würden sie uns bald majorisieren und so das Problem eines deutschen Patriotismus auf ihre Weise lösen. Ich fürchte, so ist es!

Waldemar Posegga, Baden-Baden

Fehlen Beck die Argumente?

Betr.: „Burschenschafter verklagt Beck" (Nr. 24)

Es ist schon erstaunlich, wie sehr Nebensächlichkeiten gestandenen Politikern gegen den Strich gehen können und sie auf diese reagieren, als wenn sie von einer Tarantel gestochen wären. Nicht nur die Bundeskanzlerin hat sich von dem Scharfmacher Roland Koch trotz anfänglicher Bedenken dazu verleiten lassen, das ehemalige CDU-Mitglied aus dem konservativen Wahlkreis Fulda, Martin Hohmann, aus der Partei auszuschließen, obwohl diesem höchstrichterlich kein politisch zu beanstandendes Verhalten vorgeworfen werden konnte.

Nun hält es auch der neue SPD-Vorsitzende Kurt Beck für schädlich, wenn sich ihre Mitglieder einer patriotischen Burschenschaft angeschlossen haben. Das bedeutet für das SPD-Mitglied Sascha Jung: Der Daumen zeigt nach unten, also Parteiausschluß. Herr Beck hat offenbar keine überzeugenderen Argumente, um sich mit Sascha Jung auf Augenhöhe auseinandersetzen zu können. Das zeugt nicht nur von mangelndem Selbstwertgefühl. Sein Verhalten kann durchaus auch negative Auswirkungen auf andere SPD-Mitglieder ausüben. Oder geht Herr Beck davon aus, daß sich die augenblickliche Aufregung von selbst erledigt und sie über kurz oder lang in Vergessenheit gerät?

Wie die Klage von Sascha Jung auch ausgehen mag: Der neue SPD-Vorsitzende muß sich vorhalten lassen, ebenfalls dem neuen Zeitgeist bedenkenlos zu huldigen, auch wenn dieser schon einige Risse aufweist. Das euphorische Mitsingen der deutschen Nationalhymne im Dortmunder Stadion während der Fußballweltmeisterschaft sollte ihn eines Besseren lehren.

Walter Grubert, Hannover



„Und welcher Politiker demonstriert für dich?": Hier starb der Deutsche David Fischer. Foto: Hild

Bekehrung?

Betr.: „Eine Reise nach Deutschland" (Nr. 22)

Das klingt zu schön, was Herr Matussek schreibt, auch wenn seine Gedanken nicht neu sind und wahrscheinlich in vielen ungenannten Deutschen schlummern, auch in bekannteren, die es aber sehr schwer mit Deutschlands Tendenz-Medien hatten.

Wollen wir ihm glauben, daß er es ehrlich meint (im Zweifel für den Angeklagten). Die Fußballweltmeisterschaft läßt nationale Wallungen aufkommen. Wie lange werden sie wallen, wenn unsere Nationalmannschaft die Erwartungen enttäuscht. Und werden dann die Anti-Deutschen unter uns von ihrem Haß gegen die eigene Nation lassen, nur weil ein Gestriger sich bekehrt zeigt? Zweifel sind angebracht. Vor allem wird es auf die Medien ankommen, ob sie endlich bereit sind, unser Land nicht nur mit dem Holocaust zuzudecken, sondern die ganze deutsche Geschichte aufleuchten zu lassen. Und auch unter Hitler gab es Millionen Deutsche, die sich vor niemandem verstecken müssen, schon gar nicht vor den Schmähern des eigenen Volkes.

Übrigens: Ein Lob für die Leserbriefschreiber – unwiederbringlich – das sollte mit einer Doppelseite Leserbriefen belohnt werden. Wir sind mit ihnen auch sehr zufrieden, sie machen auch einen Reiz der *PAZ* aus.

Noah Stender, Dorsten

Nichtverstehen

Betr.: „Erst sprachlos – dann arbeitslos" (Nr. 21)

Wir haben es alle in der Hand, dem Mißbrauch und der Verhunzung unserer Sprache entgegenzuwirken. Wir müssen nur beim Auftreten englischer Wörter, wenn es für sie deutsche Entsprechungen gibt, Nichtverstehen vortäuschen. Das ist auch bei Mails denkbar und eine wirkungsvolle Gegenwehr.

Hans-Peter Handl, Solingen

Wo bleibt jetzt die Betroffenheit?

Betr.: „Sehr dumm" (Nr. 25)

Ein 20jähriger Deutscher wurde am Sonnabend von einem mittlerweile verhafteten Afghanen in unmittelbarer Nähe des Falles des Äthiopiers abgestochen. Der Deutsche verblutete. Aber keine Demonstrationen gegen Ausländerkriminalität oder Deutschenhaß auf dem Luisenplatz. Keine einseitige und blauäugige orchestrierte Hysterie wie vor Wochen. Wo bleibt die Betroffenheit? Erst Wochen nach dem Unglück um den Äthiopier Ermyas M. kam die nicht unwichtige Tatsache an die Öffentlichkeit, daß dieser mit Beleidigungen und Gewalttätigkeiten seine Angreifer provoziert hat. Es dünkt einen merkwürdig, wenn bei der neuen Meldung über den toten Deutschen die Sprache davon ist, daß dieser alkoholisiert gewesen sei und ein „fremdenfeindliches" Motiv ausgeschlossen werden könne. Was sagt die neue Generalbundesanwältin zu diesem Fall? Wo sind die bunten Halstücher gegen Inländerfeindlichkeit? Wann macht Superintendent Althausen wieder eine Andacht in der Friedenskirche? Wo bleibt die 5000-Euro-Spende des „Rewe"-Marktes für die Angehörigen des jüngsten Opfers (wie im Fall des Äthiopiers)? Müßte die Summe nicht wegen des Todesfalls auch noch erhöht werden? Weswegen rufen Oberbürgermeister und Ministerpräsident nicht genauso entschieden die in Potsdam lebenden Ausländer zur Raison, Toleranz und Gewaltfreiheit zu leben? Wo sind die Internet-Seiten und Großplakate mit Aufrufen wie „Brandenburg gegen Ausländerkriminalität"? Wo sind die Fußballwettkämpfe, deren Erlös der Familie des Ermordeten gezahlt werden? Ist hier nicht etwas faul im Lande? Honni soit qui mal y pense!

Peter Hild, Berlin

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen eV., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
info@ostpreussen.de
Pressestelle:
presse@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **5742**

Churchill hat die »Lusitania« als Köder benutzt

Betr.: „Konterbandist im großen Stil" (Nr. 22)

Ihr Artikel enthält für mich viele neue Fakten. Um ganz rund zu sein, fehlt mir ein wenig die Verteidigung der deutschen Seite. So war bekannt, daß die deutsche Regierung in den USA mit großen Anzeigen davor warnte, die „Lusitania" zur Reise nach England zu benutzen, da sie von deutschen U-Booten blockierte Gewässer passieren mußte. Die Warnungen wurden jedoch mißachtet.

Als das deutsche U-Boot die „Lusitania" mit einem Torpedo traf, sank der Ozeanriese nach mehreren Explosionen, die auf die an Bord befindliche Munition zurückzuführen waren, sehr schnell.

Der britische Historiker Robsen meint, daß die „Lusitania" absichtlich von der englischen Regierung als Köder benutzt wurde, um den Kriegseintritt Amerikas herbeizuführen. Die britische Regierung mußte mit dem Angriff rechnen, da die U-20 kurz zuvor zwei Schiffe vor Irland versenkt hatte. Marineminister war Winston Churchill! Die britische Regierung habe auch ihren König Georg V. belogen, der daraufhin von „einem feigen Verbrechen" sprach und dem österreichischen und deutschen Herrscherhaus die Hosenbandorden aberkannte. Der Historiker Robson forderte die heutige Regierung auf, „reinen Tisch" zu machen und die Verantwortlichkeit der damaligen Londoner Regierung zuzugeben. Dann stünde es der Queen frei, posthum Kaiser Wilhelm den Hosenbandorden wieder zuzuerkennen. Noch wichtiger sei es, der heutigen Generation ein neues Geschichtsbild des damaligen deutschen Volkes zu vermitteln.

Khemlyani-Albrecht, Bendestor

Blut für Blut

Betr.: Leserbrief „Die Ermordung polnischer Eliten führte zur Verrohung" (Nr. 19)

Die Verrohung setzte ab 1918 durch Polen selber ein, als Zehntausende von Volksdeutschen ermordet und gleich ab Kriegsbeginn 1939 über 5000 am Bromberger Blutsonntag (ebenfalls in anderen Städten und Dörfern) gemeuchelt wurden. Die Deutschen stellten die Mörder vor Gericht und richteten sie hin.

Gleich ab dem ersten Kriegstag bildete sich in ganz Polen ein Partisanennetz: Verdächtige Kollaborateure wurden hingerichtet und jüdische Partisanengruppen bekämpft (Aschenauer: „Krieg ohne Grenzen – der Partisanenkampf gegen Deutschland 1939–1945"). Rund 750000 Polen wurden Opfer des sowjetischen Terrors und werden wie immer dem deutschen Schuldkonto angelastet (siehe Katyn und Jedwabne).

Friedrich Karl Pohl, Lütjenburg

Über die Wolga nach Bagdad

Betr.: „Reußen und Preußen" (Nr. 21)

Der Artikel über die „Reußen und Preußen" von Herrn D. W. Leitner bedarf noch einiger Erläuterungen. Im russischen etymologischen Wörterbuch von Max Vasmer wird der Name „Rusj, alter Name für Rußland ... auf altnordisch Robsmenn ... Ruderer, Seefahrer zurückgeführt ..."

Dieser germanische Volksstamm der Rus hatte seinen Wohnsitz an der Ostküste von Schweden am Bottnischen Meerbusen. Mit ihren Ruderbooten haben sie die Ostsee überquert und reisten so auch über die russischen Flüsse; in deren Quellgebiet mußten sie sogar Landpartien überwinden und erreichten über die Wolga auch Bagdad. Dort konnten sie die sehr begehrten schwarzen Eichhörnchenfelle (Feh) günstig verkaufen. Eine Vorstellung von dem Umfang dieses Geschäftes kann man gewinnen, wenn man die 40000 Münzen berücksichtigt, die in der Nähe von Uppsala in Schweden erst im vorigen Jahrhundert gefunden wurden; sie stammten aus dem Kalifat des Harun al Raschid (786–809), der aus 1001 Nacht bekannt ist.

Dieser schwedische Volksstamm der Robsmenn ist nicht nur durch das Land gewandert; er hat auch Städte gegründet wie Holmgard, das später Naugard und heute Nowgorod genannt wurde, sowie Ostrogard, später Känugard und heute Kiew. Von diesen schwedischen Roslagen werden sogar Fürsten wie Hrureko (Rurik) als Regenten in das russische Gebiet berufen. Nach diesem Fürsten Rurik hat das russische Fürstengeschlecht den Namen Rurikiden erhalten, die sogar bis zum Jahre 1598 in Rußland regiert haben.

Interessenten für weitere geschichtliche Zusammenhänge möchte ich auf mein Buch vom R. G. Fischer Verlag mit dem Titel „Die Wenden und die ‚Slawen' genannten Völker" hinweisen.

E. Linnenkohl, Duisburg

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Roboter als Ersatz für Schwestern?

Die Qualität der Pflege in Deutschland muß nachhaltig gefördert werden

Von SILKE OSMAN

Er ist nur 1 Meter 58 groß und wiegt stolze 100 Kilo. Noch ist er allerdings ein wenig schwach auf der Brust, kann er doch nur etwa 12 Kilogramm heben. Das soll sich aber bald ändern, dann wird „Ri-Man" bis zu 70 Kilogramm spielend tragen können. „Ri-Man" ist ein Roboter, der vom japanischen „Institute of Physical and Chemical Research" entwickelt wurde und Patienten aus dem Bett heben und tragen können soll. Der künstliche Altenpfleger soll sogar hören und acht verschiedene Gerüche unterscheiden können. Die japanische Regierung, die diese Forschungen unterstützt, erhofft sich dadurch eine Entlastung auf dem Pflegesektor. Die Roboter erinnern sogar an Arzttermine, geben Medikamente oder lösen Alarm aus, wenn der Patient menschliche Hilfe braucht.

»Ri-Man« soll bald 70 Kilo heben können

Apropos menschlich. Viele der schwerstkranken Patienten brauchen manchmal nur einen Menschen, der zuhören kann, der die Hand hält, wenn's ganz besonders schlimm wird. Doch selbst da haben die Japaner schon eine elektronische Hilfe erfunden: „Paro", eine Roboter-Robbe, die man streicheln kann und die behagliche Laute von sich gibt. 3000 Dollar soll der Spaß kosten. Ein Spaß, der mittlerweile auch schon in Frankreich, Italien und Schweden alte Menschen erfreut. Doch Deutschland steht ebenfalls nicht im Abseits. Das „Stuttgarter Institut für Produktionstechnik und Automatisierung" hat „Care-O-Bot" entwickelt, einen Pflegeroboter, der Essen ans Bett bringen, an Tabletten erinnern und sogar Blumen gießen kann.

Der deutsche Kollege kann sogar Blumen gießen

Ein Roboter als täglicher Begleiter? – Eine erschreckende Vorstellung. Erschreckend ist jedoch auch die Vorstellung, von heute auf morgen ans Bett gefesselt zu sein und die Hilfe anderer Menschen beanspruchen zu müssen, sei es aus Altersgründen, sei es wegen einer schweren Krankheit oder durch einen Unfall. Wer aber wird dann zur Stelle sein, um zu pflegen?

„Jeder wird jeden Tag einen Tag älter. Nur vergessen das die meisten. – Jeder von uns kann pflegebedürftig werden. Und jeder wünscht sich dann eine menschenwürdige Gestaltung dieses Lebensabschnittes. Das Bewußtsein dafür muß dringend geweckt werden! – Es ist dies ein gesamtgesellschaftliches Anliegen, dem sich die ‚Stiftung Pflege' endlich angenommen hat. Das möchte ich sehr gerne und sehr dringend unterstützen!" sagte die beliebte Berliner Schauspielerin Ursela Monn, die sich bereit erklärte, künftig als Botschafterin der „Stiftung Pflege" tätig zu werden.

„Jeder Bürger ist in irgendeiner Weise betroffen, sei es als Angehöriger, Verwandter oder als Nachbar eines pflegebedürftigen Menschen", so Prof. Christel Bienstein, Vorstandsvorsitzende der „Stiftung Pflege e. V.", die diese Tatsache im Bewußtsein der Menschen verankern und damit die Bedeutung und die Leistungen der Pflege für die Gesellschaft und für das Gesundheitssystem deutlich machen will. Es ist dringend erforderlich, die Qualität der Pflege in Deutschland nachhaltig zu fördern. So sollen in der Öffentlichkeitsarbeit spezifische Themen der Pflege wie die Intensivpflege oder die Pflege von krebserkrankten Menschen, die Pflege von Menschen mit chronischen Schmerzen und chronischen Wunden, die besonderen Betreuungsmöglichkeiten für Demenzerkrankte oder die Begleitung von Schwerstkranken und sterbenden Menschen herausgestellt werden.



Zuwendung im Alter: Kompetente Pflege ist wichtig. Foto: Curanum

Engagiert sich: Die Schauspielerin Ursela Monn (mit Kuratoriumsmitglied Klaus H. Richter von der Barmer Ersatzkasse) ist die erste Botschafterin der Stiftungsinitiative Pflege e. V. Foto: BEK

Das System der beruflichen Pflege ist auf die Aufgaben der Zukunft nur unzureichend vorbereitet, kritisiert „Pflege e. V.". Die Zahl der pflegebedürftigen Menschen steige deutlich – zur Zeit seien es mehr als zwei Millionen, von denen jeder Sechste jünger als 60 Jahre alt sei. Hinzu komme die Verkürzung der Verweildauer in den Kliniken, die einen wachsenden Bedarf an Pflegeleistungen im häuslichen Bereich zur Folge haben werde. „Die Anforderungen werden immer größer – doch immer weniger Menschen entscheiden sich für den Pflegeberuf. Zu den personellen Engpässen kommen strukturelle Defizite, die kompetente Pflege erschweren und mitunter unmöglich machen, sowie ein Mangel an wissenschaftlich gesicherten Erkenntnissen über Pflege in der Praxis", so „Pflege e. V.". Hier sei vor allem die Politik gefordert, die bestehenden Probleme gezielt zu lösen und dafür zu sorgen, daß dem Bürger Pflege kompetent und in einer möglichst hohen Qualität angeboten wird.

Neben den Forderungen an die Politik und an jeden einzelnen ist die „Stiftung Pflege e. V." jedoch auch selbst aktiv. So unterstützt sie die Pflegewissenschaft und -forschung an Universitäten sowie die akademische Ausbildung von Pflegeforschern. Sie fördert Initiativen und Lösungen, die pflegende Angehörige entlasten oder unterstützen. Sie sorgt dafür, daß wissenschaftliche Erkenntnisse auch tatsächlich die Krankenhäuser und Pflegeeinrichtungen erreichen und berät die Politik, wie diese Erkenntnisse am besten in die Praxis umgesetzt werden. Auch werden Pflegekräfte, Patienten und Angehörige in breiter Form über Qualitätsanforderungen und -möglichkeiten von Pflege informiert. Auch sollen für den Ausbau der in Deutschland im Vergleich zu anderen EU-Staaten noch jungen Disziplin der Pflegewissenschaft staatliche Stellen, aber auch private Initiativen wie Unternehmen und Verbände mobilisiert werden.

„Wissensgestützte Pflege verhindert Folgeerkrankungen und dauerhafte Pflegebedürftigkeit", so die Verantwortlichen. „Sie macht die Auswirkungen notwendiger medizinischer Therapien, etwa Chemotherapie, erträglicher. Mit ihr ist es möglich, Schmerzen frühzeitig zu erkennen und gezielte Hilfestellung – auch langfristiger Art bei chronischen Erscheinungsformen – zu leisten. Durch vorbeugende Maßnahmen gegen Druckgeschwüre und Thrombose verhindert wissensbasierte Pflege millionenfaches Leiden und führt zugleich zu erheblichen Einsparungen im Gesundheitswesen."

Wichtig sei auch eine umfassende Information und Beratung von Patienten und Angehörigen in pflegerischen Fragestellungen, zum Beispiel über neue Wohnformen für ältere, an Demenz erkrankte Menschen.

Gute Pflege sei vor allem aber auch eine gesellschaftliche Aufgabe. Damit beruflich Pflegende ihren wachsenden Aufgaben gerecht werden könnten, bedürfe es einer breiten Unterstützung. Pflegende Angehörige benötigten dringend gezielte Unterstützung, die heute nur eingeschränkt geboten werde. Es sei dringend notwendig, Defizite schnell und wirksam zu beheben, neue, praxisorientierte wissenschaftliche Erkenntnisse zu gewinnen und das neue Wissen in der Praxis zum Wohle des Patienten umzusetzen.

Neue Erkenntnisse haben dem Wohl des Patienten zu dienen

Weitere Information bei Pflege e. V., Geisbergstraße 39, 10777 Berlin, Telefon (0 30) 21 91 57 20, E-Mail: kontakt@stiftung-pflege.com oder im Internet unter www.stiftung-pflege.com.

Klatsch und Tratsch

Boxfans der reiferen Generation werden sich die Augen, oder besser die Ohren gerieben haben, als im vergangenen Jahr der Kampf um die Weltmeisterschaft im Mittelgewicht angesagt wurde und längst vergessene und doch so vertraute Töne erklangen. Das war doch der olle Vader Abraham mit seinem „Lied der Schlümpfe". In den 70er Jahren hatte er damit die Hitparaden gestürmt. Dann aber geriet er in Vergessenheit, bis ein Boxer namens Arthur Abraham, von seinem findigen Manager beraten, das „Lied der Schlümpfe" und natürlich auch eine Schlumpfmütze zu seinem Markenzeichen erkor. Vader Abraham, der eigentlich Pierre Kartner heißt, gehört zu den vielen einstmals Prominenten, die heute zurückgezogen leben und für die kaum noch einer den Blick hebt, sollten sie vorübergehen.



Wer spricht denn noch von Mathias Rust, dem Kremlflieger, der auch noch anderweitig unangenehme Schlagzeilen machte? Wer spricht noch von Beate Klarsfeld und ihrer legendären Ohrfeige für Bundeskanzler Kiesinger? Und wer von Karin Tietze-Ludwig, die jeden Sonnabend sehnsüchtig erwartet wurde, damit sie die richtigen 6 aus 49 verkünde? Klementine mit ihrem Spruch von besonders weißer Wäsche („nicht nur sauber, sondern rein"), Mireille Mathieu, die nicht nur zauberhaft singen konnte, sondern auch durch ihren perfekt geschnittenen Haarschopf begeisterte, John McEnroe, der durch sein Tennisspiel, aber auch durch seine Schimpftiraden und jähzornigen Ausbrüche berühmt-berüchtigt war – ihnen allen begegnet der Leser in einem kurzweiligen Buch von Sven Siedenberg, der fragt „Do you remember?" (Erinnern Sie sich?) und vergessene Helden des Alltags in Erinnerung ruft (dtv, 140 Seiten, brosch., 6,90 Euro). Ein bißchen Klatsch, ein bißchen Tratsch, aber auch eine Fülle von Informationen, die nicht nur Fans interessieren dürfte. *SiS*

Von Nachbarn in der Nähe und fernen Brüdern

Gedanken zu einem noch heute aktuellen Spruch aus der Bibel

Von CHRISTEL BETHKE

Also ich komme einfach nicht auf den Namen. Eben lag er mir noch auf der Zunge. Ist es Jonas? Nein, das ist der im Bauch des Wals. Ist es Noah? Auch nicht, das ist der mit der Arche. Meine Güte nochmal. Aber gleich, gleich habe ich ihn. Momentchen noch. Ist es Daniel? Ach nein, das ist auch nicht der Gesuchte. Das ist der in der Löwengrube. Ist weg. Futschi dutschi.

Telefonat mit der Freundin, die wird es wissen, wer gemeint ist. Fast, eben, als sie gefragt wird, hatte sie ihn noch auf der Zunge. Ist doch nicht zu sagen. Griff zur Bibel, schon beim Herausziehen aus dem Bord, ist der Name da: Hiob. Wieso kann der nicht behalten werden? Wie oft ist der mir schon entfallen. Vielleicht weil es vielen so wie ihm erging? Alles Hiobs? Erst das Durchlittene machte ihn weise. Wie dem auch sei, die Freundin muß, damit sie sich nicht länger den Kopf zerbricht, aufgeklärt werden. Als sie abhebt, sagt sie „Hiob". Na bitte. Zum Glück fügt sie nicht hinzu „so fängt es an", wie oft leichtsinnigerweise angemerkt wird, wenn einem Alten mal was entfällt. Ist das denn nur altersbedingt? Lieber freuen wir uns über das Phänomen der Gedankenübertragung oder das „Psi", wenn man modern sein will. Wie man sieht und hört, klappt das zwischen den Freundinnen.

Nachbarschaftshilfe ist auch heute sehr wichtig

Da die Bibel nun einmal auf dem Tisch liegt, wird sie aufgeschlagen. Einfach irgendwo. Es trifft die Sprüche, und einer davon – mehr kann man ohnehin nicht auf einmal verkraften – lautet so: „... denn ein Nachbar in der Nähe ist besser als ein Bruder in der Ferne." Wie wahr.

Die Sprüche entstanden in telefonloser Zeit. Gelten sie auch heute noch? Wahrscheinlich erst recht. Was nützt mir der Bruder in der Ferne, wenn ich jetzt Hilfe brauche. In der zweiten Etage wohnt im Haus eine fast Blinde, und wenn sie sich in Not fühlt, legt sie einen Zettel vor ihre Wohnungstür, auf dem groß SOS gemalt ist. Jeder, der vorüber kommt, weiß Bescheid und hilft mit Vergnügen. Steht mein Rad mal ein paar Tage an derselben Stelle, wird telefonisch angefragt, ob alles in Ordnung ist. So muß das sein.

Oft sind es nur Kleinigkeiten, die für einen Alten oder Kranken schwer zu bewältigen sind, für einen Gesunden hingegen nur einen Klacks bedeuten.

„Ist es wahr, daß bei Ihnen im Hause eine alte Frau lange tot hinter ihrer Tür lag. Ich dachte schon, Sie wären es", werde ich auf der Straße gefragt. Na, Gott sei Dank, das bin ich nicht, wie sie sich überzeugen kann, und ich hoffe, daß das Netz der Nachbarschaft im Hause funktioniert. Gewiß, es gibt welche, die jede Hilfe ablehnen, sich ganz für sich halten und keinen Kontakt wünschen. Aber gerade sie sollten vom Nachbarn in der Nähe im Auge behalten werden.

Was hat ein alter Mensch nicht schon alles erlebt

Der Spruch gefällt mir so gut, daß die Freundin davon profitieren soll. Brüder gibt es hier wie dort in der Ferne. Sie meint, der soll sich auch mal Gedanken über seine Nachbarschaft machten und auch die neuzeitlichen Kommunikationsmöglichkeiten ausschöpfen, damit nicht eines Tages eine Hiobsbotschaft kommt. Eselsbrücke: Botschaft. Hiobsbotschaft. Was hat solch ein alter Hiob von Mensch aber auch nicht alles zu behalten. Wieviel Namen gilt es sich zu merken. Was hat er nicht alles erlebt, mitgemacht, gelesen, gesehen und gehört. Ist es da verwunderlich, wenn manchmal etwas nicht von der Zunge will? Und doch, es geht meistens nichts verloren. Oft ist es wie ein Wunder: Wenn man schon gar nicht mehr daran denkt, taucht es aus dem Tiefsten auf und fällt ganz leicht von der Zunge.

Auf den Spuren der Diakonissen

Schüler aus Dillenburg gewannen mit Film über Königsberger Barmherzige Schwestern ersten Preis

Sechzig Jahre Hessen – unser Bundesland feiert Geburtstag" lautet der Titel eines Schülerwettbewerbs, den der Hessische Landtag in Kooperation mit der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung dieses und letztes Jahr durchgeführt hat. Mitte letzten Monats verliehen Landtagsvizepräsident Lothar Quanz und der Direktor der Landeszentrale für politische Bildung, Dr. Bernd Heidenreich, im Musiksaal des Hessischen Landtags in Wiesbaden die Preise für die eingereichten Arbeiten. Umrahmt wurde die Preisverleihung durch eine Lesung der Jugendbuchautorin Annelies Schwarz. Der Landtagsvizepräsident war vor allem über die Vielfalt erstaunt, mit der sich die Wettbewerbsteilnehmer den Fragestellungen genähert hatte. Schriftliche Arbeiten, DVD, Spiele, Fragebögen und Plakate waren nur einige der verwendeten Medien.

Den ersten Preis erhielten die Schüler des Leistungskurses Politik und Wirtschaft (PW) der Wilhelm-von-Oranien-Schule aus Dillenburg für ihre DVD mit dem Titel „Flucht, Vertreibung und Neuanfang – Der Weg der Diakonissen vom Krankenhaus der Barmherzigkeit in Königsberg / Ostpreußen auf den Altenberg bei Wetzlar". Dieser Beitrag habe ihn am meisten beeindruckt, lobte der Landeszentralendirektor Heidenreich, der die Preisverleihung vornahm.

Nach vorausgegangenen Recherchen über das Schicksal der Königsberger Diakonissen ist der ausgezeichnete 20minütige Dokumentarfilm von den 17 Oberstufenschülern Christopher Bahl, Radmilla Ann Davies, Florian Alexander Ernst, Thorben Geil, Johannes Haus, Lena Hermann, Christian Hofheinz, Jan Mattis Kuhn, Tobias Offenhaus, Christopher Jonas Orth, Nils Pfau, Andreas Schenk, Julian Schlemper, Elisa Marie Stern, Anneke Walter, Andreas Zimmer und Dennis Zimmermann unter der Leitung von Christopher Bahl und Lena Hermann in der Zeit vom 5. bis 12. April dieses Jahres auf dem Altenberg, in Wetzlar und Berlin gedreht worden. Es ging den Jugendlichen darum, in einer Reportage exemplarisch das Thema Flucht, Vertreibung und Integration in Hessen zu verdeutlichen und neue Wege zur Verständigung am Beispiel des Schicksals der Diakonissen des Krankenhauses der Barmherzigkeit in Königsberg aufzuzeigen. Dabei wurden sie von den Diakonissen mit Rat und Tat unterstützt, vor allem von Oberschwester i. R. Hannelore Skorzinski und Schwester Johanna Dudek, und auch Pfarrer i. R. Dieter Nebeling war eine große Hilfe.

Sehr beeindruckend war für die Jugendlichen, daß diese Schwestern während des Krieges und nach der Eroberung Königsbergs selbst unter Lebensgefahr die Kranken pflegten und bis zu ihrer Ausweisung im Jahre 1948 dort blieben. Danach sammelten sie sich in Berlin-Nikolassee neu, bis sie schließlich auf dem Altenberg bei Wetzlar eine neue Bleibe finden sollten. Der Film dokumentiert in zahlreichen Interviews die Begegnung mit den letzten Diakonissen, die in Ostpreußen ihren Dienst taten, die Hochachtung vor ihrer Arbeit und die vielfältigen guten Beziehungen zum jetzigen Gebietskrankenhaus in Königsberg, wo das Engagement dieser Schwestern schon seit Beginn der 90er Jahre auch öffentlich gewürdigt wird.

Im Mai dieses Jahres zeigten die Schüler aus Dillenburg im Hörsaal des Königsberger Gebietskrankenhauses den dortigen Schwestern ihren Film, der simultan von Dr. Elena Gordejewa übersetzt wurde. Die Reaktion war überwältigend. Die kommissarische Leiterin des Gebietskrankenhauses, Oberschwester Natascha Androsowa, bedankte sich vielmals im Namen aller Schwestern, die aufmerksam der Vorführung gefolgt waren, und erklärte, den Film ins Russische zu übersetzen, damit alle Schwestern diesen Film sehen könnten. Im Anschluß wurde der Leiterin eine Reproduktion des Bildes „Gesicht" des russischen Malers Alexej von Jawlensky, der in Wiesbaden begraben liegt, zur Erinnerung an den Besuch überreicht und ein Strauß mit weißen Lilien für die in der Kriegs- und Nachkriegszeit umgekommenen Diakonissen am Gedenkstein im Innenhof des Krankenhauses niedergelegt, der auf Anregung des ehemaligen Leiters Prof. Konstantin Poljakow aufgestellt worden war.



Gruppenbild vor dem Grabmal Immanuel Kants am Königsberger Dom Foto: Scheld

Dieser Film war der Auftakt für eine gemeinsame Studienwoche mit russischen Germanistikstudentinnen, die an der Kant-Universität bei Prof. Wladimir Gilmanow studieren. Mit ihnen wurden eine Fülle von Veranstaltungen gemeinsam durchgeführt. So wurde im deutsch-russischen Haus der Film „Sophie Scholl" über den Widerstand im Dritten Reich gezeigt, das Gemeindehaus des ehemaligen Königsberger Pfarrers Hugo Linck, in dem jetzt das Königsberger Sinfonieorchester probt, besucht, eine Fahrt nach Pillau zur internationalen Kriegsgräberstätte, wo über 8700 Kriegsopfer ruhen, darunter auch 204 Opfer des Flüchtlingsschiffs „Wilhelm Gustloff", unternommen, eine unvergeßliche Fahrt mit dem Boot nach Gilge und über das Kurische Haff durchgeführt sowie lebhaft mit dem deutschen Konsul in Königsberg Joachim Trafkowski diskutiert.

Die gemeinsame Arbeit war so ermutigend, daß Studiendirektor Eckhard Scheld von der Wilhelm-von-Oranien-Schule und Prof. Wladimir Gilmanow sich gemeinsam dafür einsetzen, daß in der Zeit vom 15. bis 23. September dieses Jahres eine Studienwoche der russischen Studentinnen in der Königsberger Diakonie stattfinden kann, wo sie Gelegenheit haben werden, mit den Diakonissen auf dem Altenberg zu sprechen, um eine russische Synchronisation des Filmes herzustellen und in Kooperation mit den deutschen Schülern ihren Medienprojekt „Schauplätze der Geschichte in Königsberg / Kaliningrad" allen Interessierten zeigen zu können. *E. S.*

Nähere Informationen über den zweiten Teil des Projekts, die Studienwoche mit den russischen Studentinnen, für den noch Spender gesucht werden, erteilt gerne Eckhard Scheld, Wilhelm-von-Oranien-Schule, Jahnstraße 1, 35683 Dillenburg, Telefon (0 27 71) 89 92-0, Fax (0 27 71) 89 92-18, E-Mail: e.scheld@wvo-dill.de.

Stimmen zum deutsch-russischen Schüler- und Studentenaustausch

„Nachdem im November vergangenen Jahres Professor Wladimir Gilmanow von der Kant-Universität in Kaliningrad einen Vortrag über E.T.A. Hoffmanns ‚Der Sandmann' hielt, kamen die Schüler des Leistungskurses PW auf die Idee, als Ziel ihrer Kursfahrt die Stadt Kaliningrad zu wählen, woraufhin die Gruppe intensivste Anstrengungen unternahm, um eine solche eher ungewöhnliche Abschlußfahrt zu verwirklichen. Außergewöhnlich war dabei der starke Zusammenhalt und Kampfgeist der Gruppe." *Andreas Schenk*

„Das faszinierendste war die Kurische Nehrung. Sie ist ein Landstreifen von dem 52 Kilometer zu Litauen und 46 Kilometer zu Rußland gehören. Die Nehrung trennt das Kurische Haff von der Ostsee und gehört zum Weltnaturerbe. Die Nehrung besteht aus riesigen Wanderdünen und man kommt sich wie inmitten einer Wüste vor. Man fühlt sich wie auf einer Insel, denn auf der einen Seite ist das Haff und auf der anderen die Ostsee. Außerdem befindet sich in Rossitten die älteste Vogelwarte der Welt. Sie dient zum Schutz und zur Überwachung des Wildvogelbestandes. Diese Landschaft zu erkunden war sehr interessant, da dieser Landstreifen ein Naturwunder ist. Auch die riesigen Fanganlagen der Vogelwarte haben mich beeindruckt. Abenteuerlich war auch die Fahrt zur Kurischen Nehrung. Mit einem kleinen Schiff haben wir das Kurische Haff in drei Stunden überquert, so daß fast Seefahrer-‚Feeling' aufkommen konnte." *Florian Ernst*

„Nach der Ankunft in Kaliningrad (Königsberg), der Heimatstadt Immanuel Kants, stellte man fest, daß es in der Stadt außer einigen restaurierten Gebäuden und Kirchen fast nichts mehr gibt, was noch an die alten ostpreußischen Zeiten erinnert. Stattdessen wurden überall Vorbereitungen zum 9. Mai getroffen, dem Tag, als die Sowjetunion über Nazi-Deutschland siegte. In der Innenstadt wurden riesige Plakate für die Siegesparaden angebracht. Dies zeigt, wie man in Rußland nach 61 Jahren mit der Geschichte des Krieges umgeht. Das Kennenlernen der russischen Sichtweise und deren Mentalität ist auch einer der Gründe, weshalb man nach Rußland reisen sollte." *Andreas Zimmer*

„Meine Betrachtungsweise gegenüber Rußland hat sich sehr gewandelt. Während ich am Anfang noch starke Bedenken gegen dieses Projekt hatte, mußte ich einfach Kaliningrad in mein Herz schließen. Eine Stadt mit solchen Menschen kann man nicht mit einer einzigen in Deutschland vergleichen, und wenn ich den russischen Studentinnen glauben schenken darf, dann kann man auch keine russische zum Vergleich heranziehen. Die herzliche Begrüßung Gilmanows und seiner Studentinnen sowie die Tatsache, daß von Anfang an ‚alles' seinen richtigen Lauf nahm, tat ihr übriges hinzu." *Christopher Bahl*

„Das Austauschprogramm, das wir mit den russischen Studentinnen durchführten, fand ich sehr gut. Wir haben gleichaltrige Menschen aus einer anderen ‚Welt' kennengelernt. Die Studentinnen waren uns bei der Orientierung in einer völlig fremden Sprache und Stadt sehr hilfreich. Außerdem war es interessant zu erfahren, wie sie leben und welche Interessen sie haben. Ich freue mich, daß auch sie die Gelegenheit haben werden, im September nach Deutschland zu kommen, und wir sie wiedersehen können und somit tatsächlich ‚Völkerverständigung' stattfindet." *Elisa Stern*

„Unsere Zusammenarbeit war für uns ein großes Vergnügen. Wir sind davon überzeugt, daß dieses Projekt weitergemacht werden muß. Mit der Hilfe unseres Professors Wladimir Gilmanow werden wir uns mit dem Projekt ‚Schauplätze der Geschichte in Königsberg / Kaliningrad' auseinandersetzen. Wir freuen uns, daß es eine Möglichkeit gibt, im September nach Deutschland zu kommen! Wir möchten uns bei denen bedanken, die sich dafür eingesetzt und uns diese Chance gegeben haben! Vielen Dank! Wir freuen uns auf die weitere Zusammenarbeit mit euch!" *Viktoria Astapenkova, Julia Iwanowa* und *Daria Makaritsch*

„‚Niemand ist vergessen, nichts ist vergessen' – Diese Worte müßten vielleicht das Motto des gemeinsamen Treffens der Schülerinnen und Schüler aus Dillenburg und der Studentinnen aus Kaliningrad sein. Wir waren wie Vertreter zweier Völker (Russen und Deutsche), die sich zu einem friedensstiftenden Ziel versammelten. Wir erinnerten an die Probleme der Vergangenheit und haben gleichzeitig verstanden, daß, wenn wir das vergessen, alles, was schlimm war, zurückkehren kann. Für uns war die Ankunft der deutschen Delegation ein sehr großes Ereignis. Heutzutage gibt es immer weniger Menschen, die sich mit der Geschichte des Kaliningrader Gebietes beschäftigen. Und die Jungen und Mädchen aus Deutschland zeigten sehr tiefe Erkenntnisse, nicht nur in Bezug auf die Geschichte von Königsberg, sondern auch Verständnis für das moderne Leben der Stadt. Der Hauptpunkt ihres Aufenthaltes war es, den Film über die Königsberger Diakonie zu zeigen. Alle haben bemerkt, daß in dem Film sehr viel Mühe und Liebe steckt. Die Diakonissen haben eine sehr tragische Geschichte. Sie haben Flucht und Vertreibung mitgemacht und einen Neuanfang erlebt. Dieser Fall ist das klarste Zeugnis über die Fehler und Irrtümer der Menschen in dieser Zeit." *Nastja Frolowa*

MELDUNGEN

Bartensteiner von Polen geehrt

Bartenstein – Friedrich-Wilhelm von der Groeben ist zusammen mit dem ehemaligen Kommandeur der in Bartenstein stationierten und der Nato unterstellten 20. Brigade Brigadegeneral Edward Pawlica auf dem Platz „Westerplatte" im Beisein von rund 1000 Menschen die Ehrenbürgerschaft der Stadt Bartenstein verliehen worden. In der Verleihungsurkunde werden die Verdienste des Deutschen aufgezählt:

„Die auf der XLVII. Tagung versammelten Stadträte stellen übereinstimmend fest, daß die besonderen Verdienste Herrn Friedrich Wilhelm von der Groebens um Hilfestellung für die Bürger von Bartoszyce [Bartenstein, die Redaktion] und das Engagement seiner und seiner Familie in Finanzhilfe bei der Renovierung der Kirche in Labednik [Groß Schwansfeld, die Redaktion] für ihn die Herzen gefesselt und ihm Achtung sowie Sympathie der Bewohner von Bartoszyce gebracht haben.

... Dank seiner Engagiertheit gelangten bereits Anfang der 90er Jahre Transporte mit Sozialhilfe nach Ermland und Masuren. Seit 1994 trafen diese Transporte vornehmlich nach Bartoszyce, ins



Friedrich-Wilhelm von der Groeben Foto: privat

Krankenhaus, Waisenhaus und ins Zentrum der Sozialhilfe.

Das Ergebnis seiner Tätigkeit als Ritter des Johanniter Ordens war die Berufung am 8. September 2004 der ersten Sozialstation der Johanniter im Nord-Osten Polens gerade in Bartoszyce, die bereits seit zwei Jahren auf diesem Gebiet humanitäre Hilfe leistet."

In seiner kurzen Dankesrede führte der so Geehrte aus: „Ich bin sehr glücklich, nach über 60 Jahren wieder ein ‚Bartensteiner' sein zu können. Ich bewerte die soeben erlebte Ehrung als ein gutes Zeichen der Normalisierung zwischen den Polen und den Deutschen."

Allenstein Ehrengast

Allenstein – Die Hauptstadt der Woiwodschaft Ermland und Masuren wird diesen Herbst Ehrengast auf dem Internationalen Tourismus-Salon in Lugano sein, einer der bedeutendsten Tourismus-Messen Europas. In der Einladung an die ostpreußische Stadt heißt es zur Begründung: „Allenstein ist eine bezaubernde Stadt zwischen Seen und Flüssen."

In diesem Jahr wollen die Schweizer die touristischen Attraktionen der Republik Polens herausstellen. Hierzu werden neben Allenstein auch die Polnische Touristen-Kammer und diverse andere Städte der Republik auf der Messe durch Stände vertreten sein.

Erst lebten dort Kinder, dann Rentner

Die Deutschordensburg Birglau diente als Komturssitz, Schulungsheim der NSDAP, Altersheim und Psychiatrie

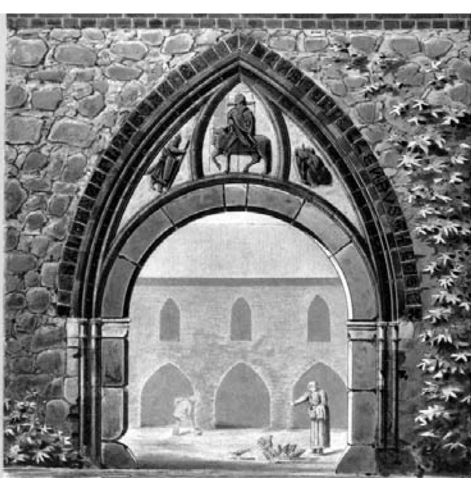
Von CHRISTOFER HERRMANN

Die Deutschordensburg Birglau gehört zu den frühen Komturssitzen des Kulmer Landes. Die steinerne Anlage entstand ab etwa 1270, in einer Zeit, als der klassische Typus der Deutschordensburg sich erst entwickelte. Es wurden noch Experimente bei der Suche nach der richtigen Form angestellt, was dem Bau eine größere Individualität verlieh. Im Grundriß deutet sich schon die Tendenz zur regelmäßigen Kastellform an, wenn auch noch nicht konsequent durchgeführt. Das Haupthaus besaß zwei Flügel im Westen und Süden, von denen der westliche Flügel noch die meiste mittelalterliche Bausubstanz enthält. Die Ringmauer errichtete man in einer ersten Bauphase noch in Feldstein, und nur der obere Abschluß wurde in Backstein ausgeführt. Einmalig im Ordensland ist die Form des Hauptportals. Es zeigt ein figurengeschmücktes Tympanon, in dem drei Ritter dargestellt sind. Die Deutung dieser Szene ist allerdings umstritten, so wurde etwa der Ritter auf dem Pfad als Hochmeister oder aber als heiliger Martin interpretiert. Das Tympanon wird von einem Buchstabenfries gefaßt, dessen deutschsprachiger Inhalt allerdings nicht mehr vollständig entziffert werden kann, weil viele der Lettern aus Backstein inzwischen verwittert sind. Derartige Buchstabenfriese waren eine Spezialität des Ordenslandes und lassen sich noch bei einer Reihe von Burgen und Kirchen nachweisen.

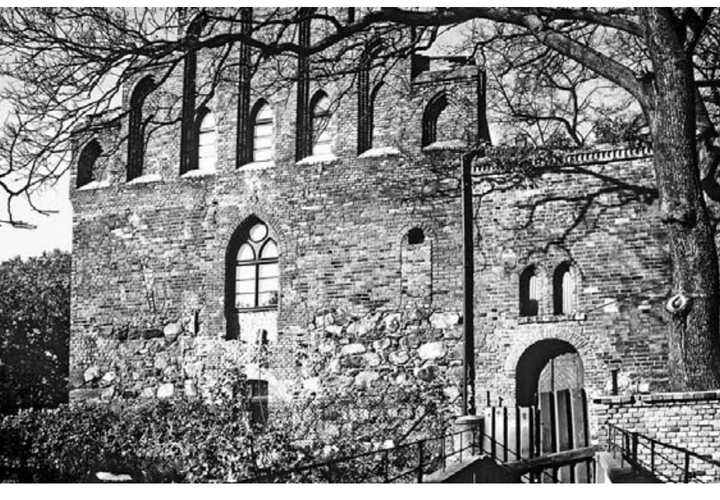
Eine erste Burg entstand in Birglau 1260, wurde aber schon 1262 durch die Litauer zerstört, wobei sich die Ordensbesatzung in einen Turm rettete. 1270 ist erstmals ein Komtur erwähnt. Wie viele andere Deutschordensburgen wurde Birglau 1454 durch den Preußischen Bund erobert und später teilweise abgetragen. In den folgenden Jahrhunderten sind mehrfach Brände erwähnt. Das Haupthaus war lange Ruine, und nur die Vorburg wurde wirtschaftlich genutzt. 1860 erfolgte der Wiederaufbau des Südflügels in neugotischen Formen, und auch der Giebel am Torturm der Vorburg wurde erneuert. Das Kulmer Domkapitel ließ das Haupthaus 1936 zu einem Erholungsheim für Kinder umbauen. Während des Zweiten Weltkrieges diente es als Schulungsheim der NSDAP. Nach 1945 kam es zu einer Nutzung als Altersheim und Psychiatrie. Seit 1993 befindet sich die Birglau wieder in kirchlichem Besitz und hat heute die Funktion einer Begegnungsstätte.

Birglau liegt etwa 15 Kilometer nordwestlich von Thorn und ist von dort über die Landstraße 553 zu erreichen. Hinter Leszcz biegt eine Nebenstraße nach Westen ab, die nach drei Kilometern zur Burg führt.

*Aus: „**Burgen im Ordensland – Deutschordens- und Bischofsburgen in Ost- und Westpreußen**", Bergstadtverlag, Würzburg 2006, 160 Abb., 288 Seiten, 24,90 Euro, Bestell-Nr.: 5489*



Hauptportal: Darstellung von C. Steinbrecht Foto: Herrmann



Ansicht von Südosten Foto: Herrmann

Lewe Landslied und Familienfreunde,

jetzt kommen die ersten – nein, Urlaubsgrüße möchte ich nicht sagen, es sind Heimatgrüße, denn sie kommen von der Kurischen Nehrung und der Samlandküste, aus Masuren und dem Ermland, da, wo die Schreiber „tohuus" sind. Oder deren Vorfahren es waren, denn auch die nachfolgenden Generationen zieht es jetzt zur Ferienzeit in das Land, von dem sie bisher viel oder wenig wußten und sich nur auf die Erzählungen der dort Geborenen verlassen mußten. Daß es da zu Irrungen und Wirrungen kommen kann, merke ich immer wieder, zumeist finden sich die Suchenden aufgrund ungenügender Ortskenntnisse, vor allem durch die Namensänderungen bedingt, nicht zurecht. In manchen Dörfern und Siedlungen ist eine Orientierung nach mündlichen Übermittlungen überhaupt nicht mehr möglich, weil kein Stein mehr auf dem andern steht. Und 60 Jahre sind eine lange, sehr lange Zeit.

Aber es gibt immer wieder eindrucksvolle Erlebnisse, die nicht auf Kenntnissen beruhen, sondern auf Erkenntnissen. So kann man es schon formulieren, was unser Landsmann **Hartmut Klingbeutel** erlebte. Als der Erste Vorsitzende der LO Landesgruppe Hamburg mich kürzlich besuchte, erzählte er mir von seinen wundersamen Eindrücken, die er in dem Heimatdorf seiner Vorfahren erhielt, und ich dachte gleich: Dieses Erlebnis muß ich an meine Ostpreußische Familie weitergeben. Das war auch der Wunsch von Herrn Klingbeutel, und so will ich es tun.

Seine Familie stammt aus Natangen, aus einem kleinen Ort nördlich von Domnau, es ist Skoden, von den Russen „Munio" genannt. Hartmut wurde nicht mehr dort geboren, er ist ein Nachkriegskind. Sein Vater verstarb bereits früh, er hinterließ weder Fotos noch andere Dokumente über den Heimatort. Der einzige Informant, der ihm auf seiner Reise in die Vergangenheit helfen konnte, war ein Onkel, der aus der Erinnerung heraus einige Angaben machte. Eine Orientierungshilfe, die sich aber bald als fehlerhaft erwies. Zwar fand Herr Klingbeutel den Weg nach Skoden, nachdem er das ehemalige Gut Garbnicken erblickt hatte, von dem aus ein Weg zu dem kleinen Ort führte, der einmal durch Aufsiedlung entstanden war. Es gab etwa 15 Häuser, das der Familie Klingbeutel wurde 1936 erbaut. Der Onkel hatte beschrieben, wo es zu finden sei: Nach der Überquerung eines kleinen Bachs müßte links das Haus mit Stall, Scheune und Bienenkörben zu sehen sein. Aber Herr Klingbeutel ist bei Erreichen seines Zieles irritiert, es gibt keinen Bach, zwar sind hinter Bäumen einige Häuser zu sehen, aber die anderen Angaben stimmen nicht. Ein altes Mütterchen, das er mühsam befragt, weist auf ein größeres Haus auf der anderen Straßenseite. Da stehen zwar Bienenkästen, leuchtend bunt bemalt, aber es gibt weder Stall noch Scheune. Die weitere Fahrt in den Ort hinein bringt zwar die erfreuliche Begegnung mit hilfsbereiten Menschen – nur keine Orientierungshilfen. Bienenkörbe gibt es überall, aber keinen Bach! Zwar findet Hartmut Klingbeutel eine Wasserkuhle und auf der anschließenden Höhe ein Bauernhaus mit großer Scheune, aber es kann nicht das Gesuchte sein. Auch als er fast resigniert umkehrt und noch einmal an den ersten Häusern hält, schütteln die Jungen auf der Dorfstraße nur den Kopf, als er nach einem Bach fragt. Eine Frau, die in dem Garten mit den bunten Bienenkästen arbeitet, mischt sich in das Gespräch ein: Nein, sie wisse auch nichts von einem Bach, aber ob der Besucher nicht hereinkommen wolle. Herr Klingbiel folgt der Einladung und wird überreich bewirtet. Speck, Mettwurst, Salat, Brot, Butter – alles schmeckt, der mitgebrachte Kaffee beflügelt noch das Gespräch, an dem auch der Mann teilnimmt. Das Ehepaar freut sich sichtlich, daß es auch einmal Besuch bekommt, bei den Nachbarn seien schon die ehemaligen Bewohner gewesen, die Stimmung in der behaglichen Wohnstube ist wärmend und wohltuend – und plötzlich ist eine Vertrautheit da, die der Gast sich nicht erklären kann. Gast? Nein, auf einmal hat Hartmut Klingbeutel die Eingebung: Dies hier ist mein Vaterhaus! Sie wird zunehmend zur Gewißheit, die er nicht erklären kann und auch nicht will, und in der er bis zum Ende seines Besuches verharrt. Und dann verdichtet sich dieses Gespür zur Gewißheit. Denn als er fortfahren will, fällt ihm plötzlich beiderseits des Weges unter hohem Krautwuchs eine Bodenvertiefung auf, und er entdeckt einen schmalen Graben mit einem dünnen Rinnsal, verborgen und leicht zu übersehen: der alte Bach! Als er nach seiner Rückkehr die in Skoden gemachten Aufnahmen seinem Onkel zeigt, bestätigt dieser: Ja, das ist das Haus deines Vaters! Stall und Scheune gibt es nicht mehr. „Vielleicht ist dieses Erlebnis eine Anregung für andere Nachfahren, auf Spurensuche in dem Ursprungsland ihrer Familie zu gehen", meint Hartmut Klingbeutel.

Die ostpreußische Familie

Ruth Geede Foto: privat



Hartmut Klingbeutel vor seinem Vaterhaus in Skoden, nahe Domnau. Foto: Klingbeutel

Auf Spurensuche sind wir eigentlich immer, denn es vergeht ja keine Woche, in der nicht Suchwünsche eintreffen. Aber wie selbst die tiefsten Spuren im Dünensand verwehen, so auch die im Sand der Zeit. Das mußte leider auch unserer Leserin **Herta Tuschewitzki** erfahren, die sich wiederholt mit Suchfragen an uns gewandt hat, aber leider immer ohne Erfolg. Trotzdem resigniert sie nicht, denn sie stellt eine erneute Suchfrage, diesmal für ihren 85jährigen Onkel **Kurt Gedack** aus Lethenen, Kreis Labiau, der immer noch hofft, zwei alte Freunde zu finden. Sie stammen ebenfalls aus Ostpreußen: **Horst Kohnert** aus Königsberg-Ponarth und **Gustav Laske** aus Postnicken, Kreis Samland. Sie wurden 1939 / 1940 zur Wehrmacht eingezogen und kamen gemeinsam zur 21. Infanterie-Division, Regiment 45. Nach ihrem Einsatz im Nordabschnitt in Rußland wurden sie getrennt, die Spuren verlieren sich. Sie müßten nun auch Mitte 80 sein, wenn sie alle Stürme überlebt haben. Aber wenn sie sich nicht selber mehr melden können, wäre der Suchende wohl dankbar, wenn er etwas über das Schicksal seiner Kameraden erfahren könnte. (Kurt Gedack, Nordwall 11 in 45701 Herten-Westerholt, Telefon 02 09 / 6 27 67.)

Zwischen den Zeilen steht oft mehr, als das Niedergeschriebene dokumentiert, vor allem, wenn es um Familienangelegenheiten geht. Trennungen, Zwistigkeiten, Ablehnungen, hinterlassene Spuren, unter denen vor allem die leiden, die sie nicht verursacht haben, bei Ehestreitigkeiten sind es zumeist die Kinder. Wenn sie fragen, bekommen sie bei den Betreffenden keine Antwort, so bleibt die Ungewißheit bestehen, aber auch der Wunsch, eine Antwort auf die ungelösten Fragen zu finden – damit auch Menschen, von denen sie wissen, daß es sie gibt. Zwei Briefe sind es, die mich in dieser Hinsicht sehr berührt haben. Der eine stammt von **Gerda Thomson**, * 1920 in Königsberg, deren Alterswunsch es ist, endlich etwas über das Schicksal ihres Vaters zu erfahren und vielleicht Verwandte zu finden. Der Vater: **Erich Artur Thiel**, * 1899 in Berlin – die Mutter: **Luise Charlotte Marschewski**, * 1897. Die letzte gemeinsame Wohnung des Ehepaares war Schreberstraße 5 in Königsberg-Ponarth. 1931 ließen sich die Eltern scheiden, die damals elfjährige Tochter blieb bei der Mutter. Der Vater hat wenig später noch einmal geheiratet, aus dieser Ehe sollen vier Kinder hervorgegangen sein. Mehr weiß Gerda Thomson über ihren Vater nicht, denn es gab so gut wie keinen Kontakt mehr zu ihm, auch nicht zu seinen Schwestern **Frieda** und **Herta** und der Großmutter **Berta**, Witwe des im Ersten Weltkrieg gefallenen Großvaters. Gerda Thomson ist mit ihrer Mutter Ende Januar 1945 aus Bartenstein geflüchtet, wohin sie 1943 gezogen waren. Nach der Flucht hat die Tochter versucht, über den DRK-Suchdienst etwas über den Verbleib ihres Vaters zu erfahren. Sie erhielt auch eine Adresse in Traunstein, ihr Brief wurde aber nie beantwortet und kam auch nicht zurück. Das beschäftigt die nunmehr 85jährige noch heute. Sie würde gerne wissen, wie und wann der Vater mit seiner Familie aus Königsberg herausgekommen ist und ob die Halbgeschwister noch leben. „Vielleicht hat einer oder eine von ihnen Interesse, mit mir in Verbindung zu treten", hofft Frau Thomson. Und wir hoffen mit. (Gerda Thomson, Malmedyer Straße 1 A in 30519 Hannover, Telefon 0511 / 84 22 43, E-Mail: geroltho@arcor.de.)

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede



ZUM 99. GEBURTSTAG

Dawedeit, Fritz, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Hagedorn 10, 23560 Lübeck, am 16. Juli

ZUM 97. GEBURTSTAG

Pasternak, Johanna, Diakonisse, aus Lötzen, jetzt Lötzener Straße 14, 49610 Quakenbrück, am 11. Juli

Schliepe, Lieselotte, aus Königsberg, jetzt p. A. Gerda Schliepe, Hauptmann-Böse-Weg 5, 28213 Bremen, am 16. Juli

Warich, Auguste, geb. Engelberg, aus Liebenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Schöntal 3, 42655 Solingen, am 11. Juli

ZUM 95. GEBURTSTAG

Janz, Herta, geb. Böttcher, aus Grüneberg, Kreis Elchniederung, jetzt Königsberger Straße 15, 21683 Stade, OT Bützfleth, am 10. Juli

ZUM 94. GEBURTSTAG

Markschat, Elisabeth, geb. Sahm, aus Wehlau, Schwarzorter Straße, jetzt Buchenweg 28, 40723 Hilden, am 14. Juli

Rossmeier, Erika, geb. Stamm, aus Aulenbach, Kreis Insterburg, jetzt Lüneburger Straße 26, 29525 Uelzen, am 29. Juni

Schlopies, Käthe, geb. Sontowski, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Eisenbahnstraße 31, 67655 Kaiserslautern, am 12. Juli

ZUM 93. GEBURTSTAG

Kaczinski, Franz, aus Flammberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Von-Goethe-Straße 31, 39164 Wanzleben, am 10. Juli

Preuss, Elly, geb. Wittwer, aus Treuburg, Bahnhofstraße 28, jetzt Potsdamer Straße 3, 55543 Bad Kreuznach, am 15. Juli

Vogel, Emma, geb. Janz, aus Wilhelmsheide, Kreis Elchniederung, jetzt Im Sieleitzfeld 9, 29459 Clenze, am 13. Juli

ZUM 92. GEBURTSTAG

Neumann, Rolf, aus Treuburg, Markt 53, jetzt Bördestraße 8, 28717 Bremen, am 12. Juli

Schorschu, Marianne, geb. Fengler, aus Milken, Kreis Lötzen, jetzt Friedrich-Lau-Straße, Altenheim, Terstegenhaus, 40474 Düsseldorf, am 10. Juli

ZUM 91. GEBURTSTAG

Goettner, Lydia, geb. Parakenings, aus Demmen, Kreis Elchniederung, jetzt Idsteiner Straße 111, Antoniusheim, Zi. 314, 65193 Wiesbaden, am 10. Juli

Heyn, Dipl. Ing., Helmut, aus Legenquell, Kreis Treuburg, jetzt Tulpenstraße 5, 27374 Visselhövede, am 11. Juli

Hollack, Lieselotte, geb. Preuß, aus Lyck, jetzt Thüringer Straße 31, 27749 Delmenhorst, am 10. Juli

Pohl, Karl, aus Auerfließ (Schillkojen), Schneidermstraße, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Elisabethstraße 14, 23611 Bad Schwartau, am 8. Juli

Schoenfeldt, Walter, aus Grünbaum, Kreis Elchniederung, jetzt Mühlenberg 13, 23827 Wensin, am 11. Juli

ZUM 90. GEBURTSTAG

Echtner, Hedwig, geb. Treziak, aus Groß Leschienen, Kreis Ortelsburg, jetzt Schloßbergerstraße 25, 40789 Monheim, am 11. Juli

Fortunewitz, Fritz, aus Maschen, Kreis Lyck, jetzt WSF-Wohn- u. Seniorenzentrum, Am Harzberg 29, 04654 Frohburg, am 12. Juli

Gelberg, Gisela, geb. Meyhöfer, aus Wehlau, jetzt Birkenstraße 40, 40233 Düsseldorf, am 10. Juli

Grego, Wilhelm, aus Rothbach, Kreis Lyck, jetzt Kreuzweg 19, 64720 Michelstadt, am 10. Juli

Hornke, Ida, geb. Schlicht, verw. Möhrke, aus Walden, Kreis Lyck, jetzt Bohldamm 35, 29525 Uelzen, am 13. Juli

Lukat, Helene, geb. Lukat, aus Kastaunen, Kreis Elchniederung, jetzt Mühlenstraße 12, 12247 Berlin, am 14. Juli

Paprotta, Berta, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Bürgerstraße 6, 40219 Düsseldorf, am 14. Juli

Roweck, Johanna, aus Aulacken, Kreis Lyck, jetzt Freih.-vom Steinstraße 23, 58762 Altena, am 13. Juli

Wenzel, Frieda, geb. Hein, aus Neufrost, Kreis Elchniederung, jetzt Bochumer Straße 1, 44866 Bochum, am 16. Juli

ZUM 85. GEBURTSTAG

Aukthun, Liesbeth, geb. Gutzeit, aus Groß Weißensee, Kreis Wehlau, jetzt Schlehenring 14, 37079 Göttingen, am 10. Juli

Becker, Ilse, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Brautstraße 22, 28199 Bremen, am 13. Juli

Buttler, Adolf, aus Borken, Kreis Treuburg, jetzt Welluckenweg 2, 91077 Neunkirchen, am 12. Juli

Eichhorn, Christel, geb. Klein, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Friedensweg 32, 15890 Eisenhüttenstadt, am 12. Juli

Faak, Gertrud, geb. Kummetz, aus Herdenau, Kreis Elchniederung, jetzt Fliederweg 11, 21629 Neu Wulmstorf, am 12. Juli

Freyer, Hans-Joachim, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Hugo-Wolf-Steig 3, 12557 Berlin, am 13. Juli

Kilanowski, Erika, geb. Brunn, aus Lyck, jetzt Hochstraße 134, 58095 Hagen, am 10. Juli

Krewald, Gertrud, geb. Kalinowski, aus Langsee, Kreis Lyck, jetzt Kudowastraße 24, 14193 Berlin, am 11. Juli

Marchetti, Hedwig, geb. Westphal, aus Rauterskirch, Kreis Elchniederung, jetzt Am Johannisberg 4, Haus Salem, 37212 Witzenhausen, am 10. Juli

Meierjürgen, Gertrud, geb. Riehl, aus Treuburg, Wilh.-Gustloff-Straße, jetzt Entruper Weg 206, 32657 Lemgo, am 14. Juli

Pech, Lieselotte, geb. Unger, verw. Slopianka, aus Rastenburg, Hindenburg-Straße 10, jetzt Heinrich-Heine-Str. 1 a, 01979 Lauchhammer, am 14. Juli

Pfeifer, Hildegard, geb. Koszionowski, aus Lorenzenhall, Kreis Lötzen, jetzt Horner Landstraße 360 d, 22111 Hamburg, am 10. Juli

Posanski, Olga, geb. Schantowski, aus Groß Schiemanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Bischof-Herm.-Kunst.-Platz 6, 32339 Espelkamp, am 13. Juli

Potrafke, Erich, aus Gr. Klingbeck, jetzt Burgwall 85, 48165 Münster, am 13. Juli

Püschel, Elfriede, geb. Tolusch, aus Inse, Kreis Elchniederung, jetzt Kampstraße 89, 45768 Marl, am 10. Juli

Risch, Helene, geb. Stiebel, aus Auersberg, Kreis Lyck, jetzt Schleizer Straße 8, 07549 Gera, am 11. Juli

Römer, Dr. med. Hans, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 111, jetzt Lindenweg 1, 29451 Dannenberg, am 12. Juli

Schmidt, Renate, geb. Joschek, aus Vierbrücken, Kreis Lyck, jetzt Finkenstraße 1, 21614 Buxtehude, am 14. Juli

Schomaker, Margarete, geb. Motikat, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Frickestraße 22, Alten- und Pflegeheim Elim, 20251 Hamburg, am 16. Juli

Siegmund, Günther, aus Königsberg, Samitter Allee 109, jetzt Olvenstedter Scheid 63, 39130 Magdeburg, am 16. Juli

Stockhausen, Erika, geb. Zomm, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Elisabethstraße 35, 80796 München, am 12. Juli

Turner, Siegfried, aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt Schöneberger Straße 15, 82377 Penzberg, am 14. Juli

Vorberg, Ruth, geb. Klein, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Neue Straße 5 A, 63667 Nidda, am 12. Juli

Wauschkuhn, Helmut, aus Schareiken, Kreis Treuburg, jetzt Wasserstraße 2 a, 59174 Kamen-Heeren, am 15. Juli

Weiß, Heinz, aus Kiefernheide, Kreis Lyck, jetzt Heideweg 11, 76756 Bellheim, am 11. Juli

Wittke, Hans, aus Wehlau, Pinnauer Straße, jetzt Lindenstraße 62 a, 27356 Rotenburg, am 11. Juli

ZUM 80. GEBURTSTAG

Baatz, Gisela, geb. Rex, aus Lötzen, jetzt Burgmühle 2, 41199 Odenkirchen, am 13. Juli

Bartels, Doris, geb. Siedler, Grünhoff, jetzt Scharrel 67, 49406 Barnstorf, am 13. Juli

Bendig, Walter, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Am Kirchhof 13, 27356 Rotenburg / W., am 16. Juli

Boltz, Eleonore, geb. Pade, aus Ortelsburg, jetzt In den Wiesen 11, 38112 Braunschweig, am 28. Juni

Dahlke – von Terzi, Susi, geb. von Terzi, aus Lyck und Königsberg, jetzt Sonnenstraße 26, 71636 Ludwigsburg, am 25. Juni

Gawlich, Velda, geb. Schulze, aus Gedwangen, Kreis Neidenburg, jetzt Berliner Straße 33, 85051 Ingolstadt, am 13. Juli

Giese, Irmgard, geb. Przewersinski, aus Grammen, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Wiesenbrink 40, 31840 Hess.-Oldendorf, am 10. Juli

Goetzke, Benno, aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt 35834 Eaglecrest Drive, V3G 1E8 Abbotsford, B.C., Canada, am 14. Juli

Grolla, Edith, geb. Kompa, aus Friedrichsdorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Josefstraße 1, 48151 Münster, am 15. Juli

Hein, Liesbeth, geb. Kowalzig, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Schönböckener Straße 72 a, 23556 Lübeck, am 16. Juli

Herbstreit, Erich, aus Roddau Perkuiken, Kreis Wehlau, jetzt Badstraße 1, 76532 Baden-Baden, am 14. Juli

Hirth, Erika, geb. Teschner, aus Stampelken, Kreis Wehlau, jetzt Wentzingerstraße 16, 79106 Freiburg, am 16. Juli

Hoffmann, Siegfried, aus Tapiau, Wagner-Straße, Kreis Wehlau, jetzt Sieperting 12, 59889 Eslohe, am 10. Juli

Hoffmann, Werner, aus Eichmedien, Kreis Sensburg, jetzt Max-Eyth-Weg 3, 29574 Ebstorf, am 2. Juli

Jablonski, Walter, aus Kniprode, Kreis Neidenburg, jetzt Heinrich-Lersch-Straße 6 a, 45699 Herten, am 11. Juli

Jaschinski, Heinz Otto, aus Leinau, Kreis Ortelsburg und Ortelsburg, II. Wasserstraße 5 und Kaiserstraße 5, jetzt Segeberger Landstraße 112, 24145 Kiel, am 3. Juli

Kahl, Frieda, geb. Herrmann, aus Seedranken, Kreis Treuburg, jetzt Uelitzer Straße 11, 19077 Rastow, am 12. Juli

Kapust, Elli, geb. Renz, aus Mülsen, Kreis Samland, jetzt Potsdamer Straße 6, 14974 Gröben, am 11. Juli

Korting, Erwin, aus Dorntal, Kreis Lyck, jetzt Danziger Straße 3, 42719 Solingen, am 10. Juli

Kullik, Walter, aus Schönhöhe, Kreis Ortelsburg, jetzt Wolfshager Straße 47, 34317 Habichtswald, am 16. Juli

Liknis, Irmgard, geb. Chlupka, aus Treuburg, Mittelstraße 23, jetzt Wildenbruchstraße 34, 40549 Düsseldorf, am 10. Juli

Mälz, Hanna, geb. Kyewski, aus Groß Schöndamerau, Kreis Ortelsburg, jetzt Stieglitzweg 8, 21614 Buxtehude, am 16. Juli

Mätzing, Siegfried, aus Tawellenbruch, Kreis Elchniederung, jetzt Guntherstraße 19, 90461 Nürnberg, am 12. Juli

Metz, Helena, geb. Jendernalik, ul. Traugutta 5 / 4, PL 14-320 Zalewo / Saalfeld, Kreis Mohrungen, am 15. Juli

Molch, Hildegard, geb. Link, aus Frauendorf, Kreis Heilsberg, jetzt Waldenburger Straße 3 d, 09212 Limbach-Oberfrohna, am 7. Juli

Palmowski, Paul, aus Gr. Purden / Allenstein jetzt Steinstraße 31, 53773 Hennef (Sieg), am 16. Juli

Raddeck, Ella, geb. Strewnski, aus Moterau, Heinrichshof, Kreis Wehlau, jetzt Finkenweg 15, 42929 Wermelskirchen, am 14. Juli

Raphael, Edmund, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Zähringer Straße 41, 10707 Berlin, am 10. Juli

Reimer, Egon, aus Oswald, Kreis Elchniederung, jetzt Gevekohtstraße 3, 28213 Bremen, am 11. Juli

Rogalla, Oswald, aus Omulefofen, Kreis Neidenburg, jetzt Herderstraße 25, 47226 Duisburg, am 12. Juli

Sauer, Waltraud, geb. Holz, aus Waiselhöhe, Kreis Neidenburg, jetzt Ankerstraße 15, 63768 Hösbach, am 11. Juli

Schlate, Hildegard, geb. Bombien, aus Ankrehnen, jetzt Ritzhütte 1, 47805 Krefeld, am 16. Juli

Siemaszko, Elli, geb. Böhnke, aus Eichwerder, Kreis Mohrungen, jetzt ul. Ostrodzka 3, PL 14-330 Maldyty / Maldeuten, Kreis Mohrungen, am 30. Juli

Stanull, Ruth, geb. Holdack, aus Rippen, Kreis Heiligenbeil, jetzt Rostocker Heimstiftung, Groß Kleiner Allee 4, 18109 Rostock, am 13. Juli

Strohm, Traute, geb. Lettau, aus Allenburg, Neue Siedlung, Kreis Wehlau, jetzt Hermann-Billung-Straße 10, 29633 Munster, am 15. Juli

Träder, Gisela, geb. Schulz, aus Groß Friedrichsdorf, Kreis Elchniederung, jetzt Rehrstieg 77, 21147 Hamburg, am 16. Juli

Wagner, Irmgard, geb. Migge, aus Mostolten, Kreis Lyck, jetzt Auf'm Bögel 13 a, 45149 Essen, am 14. Juli

Weichler, Gerda, aus Neidenburg, jetzt Hartenbrakenstraße 19, 30659 Hannover, am 10. Juli

Wermter, Willy, aus Richtenberg, Kreis Treuburg, jetzt Melkstedtdiek 25, 24837 Schleswig, am 11. Juli

Ziegelowski, Edeltraut, geb. Joswig, aus Neidenburg, Gehlenburg, jetzt Berlinickestraße 3, 12165 Berlin, am 12. Juli

Zuhmann, Horst, aus Scharfs, Kreis Rastenburg, jetzt Wandelsweg 135, 45894 Gelsenkirchen, am 9. Juli

ZUR DIAMANTENEN HOCHZEIT

Kleszewski, Erich und Frau Irmgard, geb. Frentrup, aus Wallenrode, Kreis Treuburg, jetzt Pansheiderweg 7, 33818 Leopoldshöhe, am 10. Juli

ZUR GOLDENEN HOCHZEIT

Schwenteck, Horst und Frau Hanna, aus Worwegen, jetzt Breuelstraße 11, 49565 Bramsche, am 14. Juli

Trilat, Helmut und Frau Liselotte, geb. Lottermoser, aus Steindorf und Königsruh, Kreis Labiau und Treuburg, jetzt Lehmweg 106, 38518 Gifhorn, am 14. Juli

Ostpreußenchor

Reisebericht der Remscheider Sänger

Wohlauf Gottes schöne Welt, dies sagte sich der Ostpreußenchor 1954 Remscheid und startete die längst fällige Dreitagefahrt. Das Ziel war im Frankenland die Stadt Lichtenfels am Main mit der Basilika Vierzehnheiligen, in welcher der Chor nach der Führung einige Lieder vortrug. Es ist immer wieder beeindruckend, in einem sakralen Raum zu singen, so wie am Sonntag in der prachtvoll ausgeschmückten Barockkirche des Klosters Banz, wo der Chor ebenfalls singen durfte.

Der Sonnabend war für die Besichtigung des Hummelmuseums und des Spielzeugmuseurns in Sonnberg vorgesehen. Im Spielzeugmuseum fühlten sich die Sänger in die eigene Kindheit zurückversetzt und hätten am liebsten alles angefaßt und ausprobiert, ob es noch funktioniert.

Das letzte Ziel am Sonnabend war eine Glashütte in Thüringen. Allein die Fahrt dorthin war ein Erlebnis: rechts und links der Strasse die hoch aufragenden Berge des Thüringer Waldes am Rennsteig bis in einer Höhe von rund 900 Meter der Ort Neuhaus mit seiner Glashütte erreicht war. Dort machte der Chor einen unverhofften Zeitsprung in die Weihnachtszeit, und viele der Sängerinnen und Sänger erinnerten sich plötzlich daran, daß ja beim letzten Fest so manches Stück zerbrochen war. So bestieg fast jeder den Bus anschließend mit einem Päckchen an der Hand, darin wohlverpackt die neuen Christbaumkugeln.

Noch einige Male ertönten während der Heimfahrt die fünf Strophen des Liedes, das die Sängerin Elisabeth Alles eigens für diese Fahrt gedichtet hatte: „Heut sind wir so fröhlich, das hat seinen Grund, ne Reise mit Freunden, die ist so gesund."

Chorleiter und Kontaktadresse: Alfred Kobusch, Goldlackstaße 19, 42369 Wuppertal.

Oberschlesisches Landesmuseum

Ratingen – Ab Sonntag, 16. Juli, 11 Uhr (Eröffnung), widmet das Oberschlesische Landesmuseum dem in Beuthen geborenen Künstler Karl Manfred Piontek eine Ausstellung. Nähere Informationen: Oberschlesisches Landesmuseum, Bahnhofstr. 62, 40883 Ratingen, Öffnungszeiten: dienstags bis sonntags, 11-17 Uhr, Telefon (0 21 02)

Ostpreußisches Landesmuseum

Lüneburg – Noch bis zum 22. Oktober zeigt das Landesmuseum eine Ausstellung zur Naturschutzgeschichte. Die Ausstellung geht den Wurzeln des hiesigen staatlichen Naturschutzes im deutschen Osten nach. Nähere Informationen: Ostpreußisches Landesmuseum, Ritterstraße 10, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 7 59 95 19.

Willi Kuhn möchte seinem Heimatort ein kleines Denkmal setzen. In „Lenzen, Kreis Elbing – Ende des Hochmuts und eine zerstörte Kindheit" schildert der Autor seine „sich sehr tief ins Gedächtnis eingegrabenen" Erinnerungen an seine Heimat.

Als zwölfjähriger erlebte Willi Kuhn das Kriegsende in Lenzen, dem mit 950 Einwohnern größtem Dorf auf der Elbinger Höhe. Schon 1941 veränderte sich die Stimmung im Dorf. „Mein Vater begann nun, an jedem Abend die Haustür abzuschließen, aus Furcht vor ungebetenen Gästen. Bisher hatte unser Haus immer offen gestanden, auch wenn alle es verließen. Das handhabten unsere Nachbarn ebenso ... Ängstlichkeit und Mißtrauen begannen sich auszubreiten." Gegen Kriegsende veränderte sich auch vieles optisch im Dorf. So verschwinden beispielsweise auf dem Friedhof alle schmiedeeisernen Grabeinfassungen, da man das Metall zur Produktion von Waffen und Munition benötigt.

1945 passiert, was manche schon ahnten, aber nicht auszusprechen wagten: Die versprochene Wunderwaffe kommt für die Lenzener zu spät, der Russe steht vor der Tür. Die Familie von Willi Kuhn, deren Hof in einer Senke und somit ziemlich versteckt liegt, bekommt durch den Onkel und dessen Familie Einquartierung. Obwohl die Rote Armee den Ort einnimmt, wagt der Onkel jeden Tag heimlich den Gang in das Dorf, um seine zurückgelassenen Tiere zu füttern. Dabei sieht er, wie die Sowjets die zurückgebliebenen Menschen unterdrücken und ermorden. „Das wahre Ausmaß der sowjetischen Greuel zeigte sich am nächsten Tag. 17 ermordete Zivilisten wurden nach diesem Blutsonntag gezählt. Oftmals hatte man beide Ehepartner getötet." Die Berichte des Onkels lassen die Familie Kuhn ahnen, was ihr bei Entdeckung bevorsteht. Und irgendwann ist ihre Schonfrist vorüber und ihr etwas abgelegen liegendes Haus wird entdeckt. „Trotz der zahlreichen Leute, die beköstigt werden mußten, hatte Oma die Herrschaft in der Küche niemals abgegeben ... Während nun der Duft des bratenden Specks die Küche erfüllte, erscholl plötzlich aus dem Wohnzimmer vom Fenster her der Aufschrei: ‚Oh, lieber Gott, die Russen sind da!'"

Eindringlich schildert Willi Kuhn die ständige Angst und Unsicherheit in seinem engen Umkreis. Zwar überlebt er selbst die Schikanen der Roten Armee, doch von seiner Familie sterben viele während der Besetzungszeit und der später folgenden Vertreibung in den rettenden Westen.

Willi Kuhn: „Lenzen, Kreis Elbing – Ende des Hochmuts und eine zerstörte Kindheit", *Truso, Münster, geb., 238 Seiten, 21 Euro*

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT LANDESGRUPPEN



BUND JUNGES OSTPREUSSEN

Vors.: Jochen Zauner Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein@lm-ostpreussen.de

Bundesvorstand – Sonnabend, 22. Juli, 14 Uhr, 2. Völkerballfest der ostpreußischen Jugend in Lötzen. Programm anfordern unter E-Mail: knapstein@ostpreussen.de. – Sonntag, 23. Juli, 10 Uhr, großes ostpreußisches Sommerfest auf der Feste Boyen in Lötzen. Es werden rund 2000 Teilnehmer aus Ostpreußen und der Bundesrepublik anreisen. – 21. bis 29. Juli, BJO-Freizeit im Kreis Lyck. Lyck, Lötzen, die Masurischen Seen und Danzig stehen auf dem Programm. Informationen unter E-Mail: knapstein@ostpreussen.de. – 23. Juli bis 6. August, Kinderfreizeit in Ottendorf (Kreis Cuxhaven) unter der Leitung der stellvertretenden BJO-Bundesvorsitzenden Aneta Maciag in Kooperation mit der Kreisgemeinschaft Schloßberg (Pillkallen).

BJO-West – Sonntag, 16. Juli, 11 Uhr, „Kleines Ostpreußentreffen“ der Landesgruppe NRW auf Schloß Burg. Der BJO ist mit einem Infostand und dem beliebten Café Lorbaß vertreten. Beginn der Veranstaltung: 11 Uhr, Kundgebung: 14 Uhr. Nähere Informationen unter www.kleines-ostpreussentreffen.de.vu



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 6 33 69 80

Lahr – Reisebericht: „Geh aus mein Herz und suche Freud in dieser schönen Sommerszeit“ – mit diesem Sommerlied, das auch gesungen wurde, begrüßte Irma Barraud die Mitreisendenn zur Busfahrt ins Erzgebirge mit Ziel Freiberg, Holzhau, Lindenhotel. Von hier wurden Ausflüge gestartet zum Freiberger Dom mit Orgelkonzert auf der Silbermannorgel und der sehenswerten Tulpenkanzel, nach Frauenstein mit dem Museum zur Geschichte des Orgelbauers Gottfried Silbermann. Natürlich durfte Seiffen nicht fehlen, das Städtchen der erzgebirgischen Volkskunst. Einmaliges Erlebnis war die Besichtigung der Semperoper und Frauenkirche in Dresden. Ein Abstecher nach Herrnskretschen in Tschechien rundete die Fahrtroute mit böhmischer Kost ab, bevor die Reise wieder in das Badenerland ging, natürlich war Fußball eingeplant. Heinz Schindowski bedankte sich bei allen Mitreisenden für das gute Miteinander während der Reisewoche.

Ludwigsburg – Donnerstag, 27. Juli, 15 Uhr, Stammtisch in den Kronenstuben, Kronenstraße 2.

Reutlingen – Sonnabend, 15 Juli, 7 Uhr geht die Gruppe auf Reisen. Abfahrt ist am alten Busbahnhof Reutlingen. Die Fahrt geht über Stuttgart nach Würzburg. Dort zweistündige Stadtführung, gemeinsames Mittagessen im Würzburger Hofbräukeller, anschließend Weiterfahrt zum Rokokogarten Veitshöchheim. Hier können wir spazierengehen und das Schloß besichtigen. Nach gemütlichem Kaffeetrinken werden wir etwa gegen 17 Uhr die Heimfahrt antreten müssen. Einige Plätze sind noch frei. Anmeldungen bei Ilse Hunger, Telefon (0 71 21) 5 25 41.

Ulm / Neu-Ulm – Sonnabend, 22. Juli, 14 Uhr findet im Rahmen der Jubiläumsfeier des Musikvereins Burlafingen ein vom Bund der Vertriebenen gestalteter Nachmittag im Festzelt statt. – Donnerstag, 17. August, 14.30 Uhr, Treffen der Frauengruppe in den Ulmer Stuben – bei schönem Wetter auf der Terrasse.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Tel. (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Augsburg – Mittwoch, 12. Juli, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe am Q-See (Kuhsee).

Bamberg – Mittwoch, 19. Juli, 15 Uhr, Monatsversammlung in der „Villa Remeis“, St.-Getreu-Str. 13, Buslinie 10.

Kitzingen – Sonntag, 30. Juli bis Sonnabend, 5. August, Fahrt in das „Naturparadies Spreewald“ (mit dem VdK).

Ingolstadt – Sonntag, 16. Juli, 14.30 Uhr, monatliches Heimattreffen im Gasthaus Bonschab, Münchner Str. 8, Ingolstadt.

Landshut – Dienstag, 18. Juli, 14 Uhr, Zusammenkunft in der „Insel“.

München – Zum Frühlingsfest konnte der Vorstand den Ostpreußischen Sängerkreis unter der Leitung von Günter Lopian und zahlreiche Mitglieder begrüßen. Es wurde ein heiterer Nachmittag mit gemeinsamem Gesang von bekannten und weniger bekannten Liedern und Gedicht-Vorträgen von Eleonore Judjahn und Edith Gleisl. Eine herausragende Veranstaltung war eine weitere Dia-Schau in der Gruppe des Referenten Elmar Schmid über den „Zauber der Kurischen Nehrung“ mit stimmungsvollen Aufnahmen von Dünen, Haff und See sowie den Ortschaften, Erlebnissen und touristischen Attraktionen. Der Vortrag wurde ergänzt durch passende Musik- und Textbeiträge und zog alle Anwesenden in seinen Bann. Am letzten Gruppennachmittag vor der Sommerpause sprach Polizei-Hauptkommissar a. D. Herbert Topfstädt über Trikkdiebstahl und Betrügereien. Er gab Ratschläge zu Verhaltensmaßregeln anhand von Beispielen und konkreten Fällen. Die erste Veranstaltung nach der Sommerpause ist für den 23. September 2006 geplant.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremen – Freitag, 1. September, bis Dienstag, 5. September, Busfahrt nach Berlin zum „Tag der Heimat“. Die Festrede hält unser Bundespräsident Köhler. Eintritt nur mit Ehrenkarten, die aber schon bestellt sind. In den Tagen danach wollen wir einen-Reichstagsbesuch, Museumsbesuche, Bootsfahrt, Rundfahrt durch Berlin und auch nach Potsdam unternehmen. In Berlin ist auch ein Empfang in der Bremer Vertretung vorgesehen sowie im CDU-Haus. Wir fahren mit einem Bus, der auch in Berlin für sämtliche Fahrten Verfügung steht. Unser Hotel ist in Berlin-Schöneberg, der Reisepreis für Busfahrt, Hotelübernachtung und Frühstück beträgt im DZ 390, im EZ 425 Euro. Eintrittsgebühren und sonstige private Auslagen sind nicht im Preis enthalten. Bitte um sofortige Anmeldung unter Telefon (04 21) 34 26 30 oder am 28. Juni und 3. Juli, 10.30 Uhr in der BdV-Geschäftsstelle, Falkenstraße 56. Bitte dann auch um eine Anzahlung von 100 Euro.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Tel.: (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Tel./Fax. (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Sonntag, 13. August, 14 Uhr, Fahrt zur Dittchenbühne zum besuch der Freilichtaufführung „Wann brennt Coppernicus?“ Abfahrt des Busses ab Kirchenallee (Hauptbahnhof) um 14 Uhr, Kaffeetrinken 15 Uhr, Theateraufführung 16 Uhr. Rükkfahrt gegen 18.30 Uhr. Gesamtpreis einschließlich Kaffeetafel 25 Euro (ohne Busfahrt 15 Euro). Anmeldung bei Walter Bridszuhn, Telefon (0 40) 6 93 35 20.

Ostpreußentreffen – Am 6. und 7. Oktober findet eine zweitägige Busreise nach Neubrandenburg und zum Golm / Usedom mit Besuch der Gedenkstätte für die Opfer des 12. März 1945 statt. Abfahrt 7.30 Uhr, Hamburg-Hauptbahnhof, Kirchenallee. Preis: 72 Euro pro Person im DZ; darin enthalten: Busfahrt, fachkundige Führung auf dem Golm, Kaffee und Kuchen, Abendbuffet, Übernachtung, Frühstücksbuffet. Es sind nur noch wenige DZ frei. Näheres bei Walter Bridszuhn, Telefon (0 40) 6 93 35 20.

HEIMATKREISGRUPPEN

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 5. September, 15 Uhr, Treffen im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei“, Möllner Landstr. 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

WESTPREUSSEN

Norddeutsches Ostpreußentreffen – Am 6. und 7. Oktober findet eine zweitägige Busreise nach Neubrandenburg und zum Golm / Usedom mit Besuch der Gedenkstätte für die Opfer des 12. März 1945 statt. Abfahrt Harburg-ZOB 7.45 Uhr, Hamburg-Kirchenallee 8 Uhr. Übernachtung in Neubrandenburg. Kosten mit Abendessen und Frühstück, Kaffee: 90 Euro im EZ, 77 Euro im DZ. Auskunft und Anmeldung bei Dieter Neumann, Telefon 7 00 92 79.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Bergstraße – Sonnabend, 22. Juli und Sonntag, 23. Juli Fahrt zum Ostpreußischen Kulturzentrum Ellingen. Besuch des Museums und der Trakehner-Tage. Für rechtzeitige Planung wird um schnellstmögliche Anmeldung gebeten. Fahrpreis und Übernachtung zirka 110 Euro. Anmeldung bei Hans-Ulrich

Landsmannschaftl. Arbeit Fortsetzung auf Seite 17

Kulturzentrum Ostpreußen

Ellingen – Im Juli wird die Deutschordensstadt Ellingen zwei Tage lang Treffpunkt der Trakehner-Freunde. Das Kulturzentrum Ostpreußen wird dazu in einer Sonderschau die Geschichte des ostpreußischen Hauptgestüts Trakehnen darstellen.

Bereits 1732 wurde das „Königliche Stutamt Trakehnen“ von Friedrich Wilhelm I. gegründet. Die systematische Zucht begann 1757, so daß das Gestüt im kommenden Jahr sein 250jähriges Bestehen hätte feiern können. Nach der Räumung Ostpreußens gegen Ende des Zweiten Weltkrieges waren von den einstmals 30000 Pferden nur 1500 Tiere übriggeblieben. Das Brandzeichen – zwei zum Wappen geformte Elchschaufeln – gibt es heute noch. Vornehmlich in den norddeutschen, aber auch in anderen Bundesländern wird die bei Pferdefreunden beliebte Rasse weiter gezüchtet.

Am 22. und 23. Juli finden nun in Franken die „Ellinger Trakehner-Tage“ statt. Organisiert wird die Veranstaltung vom Förderverein Kulturzentrum Ostpreußen, die Schirmherrschaft hat der Präsident des Bayerischen Reit- und Fahrvereins Hans-Peter Schmidt übernommen. Die Vorsitzende des Fördervereins, Katharina Fürstin von Wrede, betonte bei der Programmvorstellung, daß die „Trakehner-Tage“ in Zukunft einen festen Platz im Veranstaltungskalender Ellingens bekommen sollen.

Neben der Eröffnung der beiden Sonderschauen „Trakehnen – ein Pferdeparadies (Die Geschichte des Hauptgestüts und der Pferdezucht in Ostpreußen)“ sowie „Fragmente der Vergangenheit – Das Schloßmuseum Marienburg zu Gast in Franken“ am Sonnabend, 22. Juli, 10.30 Uhr, findet ein Handwerkermarkt rund um das Pferd im Schloßhof statt. Ab 14.30 Uhr erfolgt ein Festzug durch die Barockstadt, an dem sich verschiedene Musikgruppen wie die Alten Ulanen aus Ansbach, die Ingolstädter Parforcehornbläser, die Deutschordenskapelle Ellingen und die Deutschordenskompanie aus Bad Mergentheim sowie Pferdesport- und Trachtengruppen beteiligen.

Am Sonntag, den 23. Juli, findet ganztägig ein Handwerkermarkt statt. Für die Zeit nach dem Mittag sind auf der Wiese vor der Maxkirche die Trakehner-Vorführungen geplant, wobei auch ein Fohlenbrennen stattfinden soll. Schloßführungen für Kinder und Erwachsene durch die Fürstenfamilie von Wrede, ein gesondertes Kinderprogramm sowie Musik und Unterhaltung beim gleichzeitig in der Schloßbrauerei stattfindenden Brauereifest runden die „Ellinger Trakehner-Tage“ ab.

Bei der Sonderausstellung wird dem Kulturzentrum Ostpreußen das Modell des Landstallmeisterhauses Trakehnen übergeben, das der aus Ganglau im Kreis Allenstein stammende Erich Hantel in mehrmonatiger Arbeit hergestellt hat. *M. E. Fritsche*

Stammtisch

Rottach-Egern – Donnerstag, 13. Juli 2006 findet ab 19 Uhr der Erste Bayerisch-Preußische Stammtisch, No. 10, im Kirch-Bräu, Seestr. 61, Rottach-Egern, direkt am Tegernsee bei Gastwirt Gerd-R. Petzoldt statt. Kontakt: Preußische Gesellschaft Berlin-Brandenburg e. V., Telefon (0 30) 20 23 20 15.

Jahrestreffen

Bonn / Potsdam – Sonnabend, 2. September, findet das Jahrestreffen der Stiftung Preußisches Kulturerbe im Hotel Mercure, Lange Brücke, Potsdam statt. Anmeldungen und nähere Informationen bis 20. Juli an Traditionsgemeinschaft Potsdamer Glockenspiel e. V. i. L., Rheinallee 55, 53173 Bonn, Fax (0 2 28) 3 68 28 83, PotsdamerGlockenspiel@t-online.de, ab 10. Juli auch unter Telefon (02 28) 3 68 28 82.

Ausstellung

Bad Homburg – Sonnabend, 22. Juli und Sonntag, 23. Juli jeweils von 11 bis 19 Uhr, „Ausstellung im Garten“ in der Saalburgstraße 95, Bad Homburg. Gezeigt werden Landschafts-, Meditations- und Acrylbilder von Ursel Dörr.

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonntag, 9. Juli, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und neue Heimat. Magazin

Sonntag, 9. Juli, 0.25 Uhr, ZDF: ZDF-History. Auf der Flucht in Hitlers Reich – Die Odyssee des Roy Allen. Doku

Montag, 10. Juli, 22.45 Uhr, RBB: Unsere 50er Jahre. Doku

Dienstag, 11. Juli, 22.15 Uhr, NDR: Seemacht. Doku

Mittwoch, 12. Juli, 15.35 Uhr, Arte: Die Zeit der Grenzen. Doku

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

Karalus, Heppenheim, Telefon (0 62 52) 7 35 25 sowie Elke Schuster, Telefon (0 62 51) 6 56 79. – Eine neue Bleibe im Landratsamt des Kreises Bergstraße hat eine Nachbildung der Fassade des Königsberger Domes gefunden – sie war auf dem Hessentagsumzug in Heppenheim gezeigt worden. Das Holzmodell stammt aus der Schreinerei Seboldt im Kreis Labiau und wurde von dem Heppenheimer Maler Albrecht Löffler gestaltet. Beim Abschlußtreffen einer russischen Gast-Delegation wurde die Holznachbildung, die Heinz-Ulrich Karalus an die Bergstraße brachte, vorgestellt.

Wetzlar – Montag, 11. September, 18 Uhr, nächstes Monatstreffen nach der Sommerpause in den „Wetzlarer Grillstuben", Stoppelberger Hohl 128 mit Lichtbildern von Kuno Kutz aus dem Ermland. – Während des Treffens am 12. Juni erinnerte Kulturreferentin Karla Weyland an Ferdinand Schickau, der vor 190 Jahren im Alter von 82 Jahren in seiner Heimatstadt Elbing in Westpreußen verstarb. Der Unternehmer arbeitete sich vom Schlosser zum erfolgreichen Maschinenbauer empor. In seinen Werften in Elbing, Danzig, Pillau und Königsberg baute er See- und Binnenschiffe. Seine Torpedoboote lieferte er in alle Welt. Daneben entstanden in seinen Fabriken Eisenbahnfähren, Lokomotiven und landwirtschaftliche Geräte. In seinem Vortrag über „Wölfe in Preußen – Einwanderer ohne Paß" vermittelte Heinz Schmidt aus Gießen seinen 40 Zuhörern einen informativen Einblick in die Welt der Rudeltiere, die inzwischen wieder in der Oberlausitz seßhaft geworden sind.

Wiesbaden – Beim letzten Monatstreffen ging es um Stobbes Machandel und Danziger Lachs-Liköre, die nach alten Rezepturen eingewanderter holländischer Mennonitenfamilien in unserer Heimat hergestellt wurden. In Tiegenhof, einem kleinen Städtchen im Weichseldelta, brannte Peter Stobbe im Jahre 1776 erstmals einen besonderen „Klaren" aus Wacholderbeeren. Es war der „Machande" oder auch „Macheike" genannt. Allerdings bekommt man den edlen Tropfen heute nicht mehr in der typischen Tönnchen-Flasche, die einem steilen Fäßchen mit vielen Reifen nachgebildet war. Die Flasche ist jetzt eckig, aber der Inhalt ist der gleiche geblieben. „Durchsichtig wie Luft, klar wie des Wassers Fluten; die Erde gab Wacholderduft, das Feuer edle Gluten", zitierte Karla Weyland bei ihrem Vortrag. Ausführlich erzählte sie von der wechselvollen Geschichte der Familie Stobbe und deren Firma, die ihre Produkte weltweit lieferte – auch Fürst Bismarck erhielt einige Flaschen – und nach dem katastrophalen Ausgang des Krieges um ihren gesamten Besitz gebracht wurde. Die alten Familienrezepte konnten jedoch durch alle Wirren gerettet werden, so daß in Oldenburg wieder ein mühevoller Neubeginn möglich war. Weitere trinkbare Köstlichkeiten verdanken wir dem Holländer Ambrosien Vermöllen aus Lier, der 1598 in Danzig eine Likörfabrik errichtete und so edle Tropfen wie beispielsweise „Kurfürst", „Krambambuli", „Pommerantzen" und das „Güldenwasser", bekannter unter dem Namen „Danziger Goldwasser", kreierte. Seit 1704 hatte die Vermölln'sche Brennerei ihren Sitz in der Breitgasse mit dem Abbild eines Lachses über dem Eingang. Im Volksmund hieß deshalb das einst berühmte Lokal sehr schnell „Der Lachs", den jedermann in Danzig kannte. Zum unverwechselbaren Äußeren der Lachs-Liköre, für dessen Erzeugnisse nur rein destillierter Kornspiritus und französischer Weinsprit verwendet wurden, trugen nicht nur das Vierkantformat der dunklen Flaschen bei, sondern auch die auf- und abschwebenden hauchzarten Stücke Blattgoldes im „Danziger Goldwasser". Ein weltweit fester Begriff wurde der Name „Lachs" auch durch den Eingang in die Literatur. So setzte Gotthold Ephraim Lessing dem „Lachs" in seiner Minna von Barnhelm ein Denkmal. Auch E. T. A. Hoffmann, Gerhart von Kügelgen, Theodor Fontane, Gerhart Hauptmann und Max Halbe, um nur einige zu nennen, erwähnen in Ihren Werken den Lachs. Ebenso hat Heinrich von Kleist in seinem Lustspiel „Der zerbrochene Krug" das Getränk gewürdigt. Mit einigen Zitaten und Gedichten vermittelte die Referentin einen Eindruck davon. Durch familiäre Veränderungen erhielt die Firma 1711 die Bezeichnung 1. Wed-Ling Wwe. & Eydam Dirck Hekker, die sie bis heute beibehalten hat. Flasche und Etikett haben allerdings inzwischen ein anderes Aussehen. In Danzig gibt es seit 1976 wieder das „Restaurant Lachs", dessen Inneres in vielen Elementen an das Aussehen im 17. und 18. Jahrhundert anknüpft, und von Mieczyslaw Robakowski geleitet wird. Und von edlen Tropfen unserer Heimat wurde nicht nur erzählt: Am Schluß gab es für alle Besucher auch eine Kostprobe des „Kurfürsten", des „Machandels" und „Danziger Goldwassers".



Vors.: Manfred F. Schukat, Hirtenstraße 7 a, 17389 Anklam, Telefon (0 39 71) 24 56 88

Güstrow – Sonntag, 6. August, findet in Güstrow das 10. Ermländer-Treffen mit dem Apostolischen Visitator, Msgr. Dr. Lothar Schlegel, statt. Beginn ist um 12 Uhr mit der heiligen Messe in der St.-Mariä-Himmelfahrt-Kirche in Güstrow, Grüne Str. 23-25 (Nähe Bahnhof). Im Gemeindehaus neben der Kirche ist im Anschluß für Mittagessen und eine Kaffeetafel mit gemütlichem Beisammensein gesorgt. Um 16 Uhr folgt die Ermländische Vesper. Anmeldungen bis zum 3. August erbeten an Hildegard Neumann, Hageböcker Mauer 27, 18273 Güstrow, Tel. (0 38 43) 68 74 42.



Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstraße 30 b, 31275 Lehrte, Telefon (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Straße 122, 29223 Celle, Telefon (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Telefon (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto von Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Telefon (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Christine Gawronski, Zilleweg 104, 31303 Burgdorf, Telefon (0 51 36) 43 84

Braunschweig – Sonnabend, 8. Juli, 13 Uhr Treffen im Stadtparkrestaurant zum „Tag der Landsmannschaften". Es gibt in dem Garten jetzt auch bequemeres Gestühl!

Göttingen – Sonntag, 30. Juli bis Donnerstag, 10. August, findet eine zwölftägige Dreiländerreise durch die Tschechei, Slowakei und Polen zum Preis von 671 Euro (Einzelzimmerzuschlag 190 Euro) statt. Programm: 1. Tag Abreise und Anreise nach Prag, 2. Tag Besichtigung der Prager Altstadt, 3. Tag Fahrt von Prag in die Hohe Tatra, 4. Tag Rundfahrt durch die Hohe Tatra, 5. Tag Dunajec und Pieniny, 6. Tag Zipserland und das Slowakische Paradies, 7. Tag Hohe Tatra und Krakau, 8. Tag Krakau und Riesengebirge, 9. Tag, Rundfahrt durch das Riesengebirge, 10. Tag vom Riesengebirge nach Breslau, 11. Tag Stadtbesichtigung in Breslau, 12. Tag, Heimreise. Einige Plätze sind noch verfügbar. Das genaue Programm erhalten Sie bei Interesse bei LMO Göttingen, Werner Erdmann, Holtenser Landstr. 75, D 37079 Göttingen, Telefon (05 51) 6 36 75, Fax: (0551) 6 33 71 33.

Osnabrück – Bericht vom Volksliedersingen: Zu der Veranstaltung waren Mitglieder und Gäste zahlreich erschienen. Der Vorsitzende Alfred Sell sprach zunächst einleitende Worte zu dieser Veranstaltung. Aus einem amerikanischen Zeitungsbericht zitierte er, daß in Deutschland zwar Bach, Brahms und Beethoven zu Hause seien, man heutzutage aber in Deutschland nicht mehr singe und viele nicht einmal den Text eines einzigen Volksliedes auswendig könnten. Danach wurden mit Begeisterung die Lieder gesungen, deren Texte an alle verteilt worden waren. Der Chor unter Leitung von Else Tober hatte außerdem Lieder aus verschiedenen Regionen Ostdeutschlands eingeübt und brachte viel Bekanntes und Unbekanntes zu Gehör. Alle waren sich einig, eine solche Veranstaltung zu wiederholen.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 18

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstraße 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

LANDESGRUPPE

Sonntag, 16. Juli, 11 Uhr findet das diesjährige kleine Ostpreußentreffen auf Schloß Burg statt. Ab 11 Uhr ist Zeit zum Plachandern, einem Besuch des Glockenturms sowie zum Verwöhnenlassen mit ostpreußischen Spezialitäten, die reichlich angeboten werden. Der offizielle Teil beginnt um 14 Uhr. Es folgt die Begrüßung durch den Landesvorsitzenden Jürgen Zauner, Glockenläuten der Königsberger und Breslauer Glocke, Totengedenken mit Kranzniederlegung, Trompetensolo „Ich hatt' einen Kameraden" von Frank Baum sowie Grußworte. Für die Festrede konnten wir Dr. Klaus Rainer Röhl gewinnen. Eine besondere Freude: Die „Königsberger Grillen", Königsberg, werden den unterhaltsamen Teil begleiten. Weiterhin werden wir Sie mit Musik- und Tanzvorführungen verwöhnen. Herr Nehrenheim führt durch diesen Teil der Veranstaltung. Voraussichtliches Ende 17 Uhr.

Ennepetal – Donnerstag, 20. Juli, 18 Uhr, Monatstreff in der Heimatstube

Gevelsberg – Freitag, 28. Juli, 14 Uhr, veranstaltet die Gruppe im Schützenheim am Lindengraben ein Spießbratenessen. Es ist ein Unkostenbeitrag von fünf Euro für Essen und Getränke bei der Anmeldung zu leisten. Informationen beim Heimatabend oder unter Telefon (0 23 32) 8 09 98 (Emil Nagel) oder (0 23 32) 1 40 92.

Wermelskirchen – Am 29. April veranstaltete die Gruppe ihre diesjährige Jahreshauptversammlung mit Neuwahlen, verbunden mit einem Frühlingsfest, in der Gaststätte „Centrale". Dazu hatten sich 55 Landsleute und Gäste eingefunden. Nach dem gemeinsamen Gesang des Ostpreußenliedes begrüßte der Vorsitzende Fritz Margenberg die Anwesenden und erstattete einen ausführlichen bericht über die Lage der Gruppe und über die geleistete Arbeit des Vorstandes in den vergangenen vier Jahren. Er wies unter anderem darauf hin, daß es auch weiter Aufgabe des Vorstandes sein wird, die Erinnerung an die Heimat intensiv aufrecht zu erhalten und die Interessen der Landsleute zu vertreten. Leider finden die Anliegen der Vertriebenen bei vielen Politikern kaum oder wenig Unterstützung. Ein besonderes Beispiel dafür ist die Erstellung des Mahnmals der Vertreibung in Berlin. Weiterhin gab er folgende vorläufige Termine bekannt: Kulturveranstaltung der LO auf Schloß Burg am 16. Juli, Fahrt nach Ostpreußen (Rauschen) am 8. September (es sind noch Plätze frei). Die Veranstaltung zum Tag der Heimat ist am 9. und 10. September. Eine weitere Video-Filmvorführung ist am 24. Oktober in der Gaststätte „Centrale" geplant. Nach dem Kassenbericht der Kassiererin Eva Laskowski und der Entlastung des Vorstandes erfolgte unter Leitung von Günter Kehler die Neuwahl des Vorstandes. Es wurden gewählt: 1. Vorsitzender, Fritz Margenberg, 2. Vorsitzender Manfred Laskowski, Kassiererin Eva Laskowski, Kulturwart und Schriftführer Alfred Heßke, Vertreterin der Westpreußen Sigritta Reimann, Beisitzer Hannelore Heßke und Georg Witt, Kassenprüfer Hans Zimmer und Horst Oltersdorf. Anschließend begann das Frühlingsfest mit einem zünftigen Grützwurstessen und es folgte ein Unterhaltungsteil mit besinnlichen und heiteren Vorträgen einiger Mitglieder des Vorstandes, der viel Beifall fand. Natürlich wurde während der Veranstaltung auch viel geschabbert und Geschichten aus der Heimat erzählt.



SAARLAND

Vors.: Martin Biesen, Wetschauser Str., 66564 Ottweiler / Fürth, Telefon: 0 17 36 18 35 37

LANDESGRUPPE

Im Namen des Vorstandes möchten wir uns bei allen bedanken, die an den Veranstaltungen teilgenommen haben. Es war ja immer nur ein kleiner Teil da – auch das freute uns. Es wäre aber noch viel schöner, wenn sich noch mehr Mitglieder beteiligen würden. Daß wir jetzt immer wieder etwas unternehmen, haben Sie ja bestimmt bemerkt. Darum würden wir uns freuen, in Zukunft viele Mitglieder begrüßen zu können. Die Mitglieder, die ihren Beitrag von 12 Euro noch nicht bezahlt haben, werden gebeten, dies zu tun – wir leben davon!



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Hauptstraße 147 c, 09569 Gahlenz, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag und Donnerstag, 9 bis 16 Uhr

LANDESGRUPPE

Am 6. Juni trafen sich die Landsleute und auch Gäste aus unserer Region zu einer Veranstaltung in unserer Heimatstube „Agnes Miegel". Das Thema war „Volkskunst aus Ostpreußen". Die Referentin, Irmgard Gläser von der Frauengruppe aus Limbach-Oberfrohna, berichtete über die textile Volkskunst aus Ostpreußen. Sie stellte uns verschiedene Handarbeitstechniken aus ihrer Heimat vor und demonstrierte an selbst gefertigten Handarbeiten ihre Fertigkeiten, beispielsweise Jostenbänder, Wandbehänge, Schlaufenhandschuhe und doppelt gestrickte Kleidungsstücke. Anhand von Büchern und Bildern legte sie die Entstehung und Entwicklung der textilen Volkskunst in Ostpreußen dar. Anschließend wurde ein Videofilm von der Werkwoche in Bad Pyrmont gezeigt. Dort wurden nochmals die typischen preußischen Handarbeitstechniken vorgestellt. Die Werkwoche in Bad Pyrmont dient dazu, die ostpreußische Tradition an die Jugend weiterzugeben. Irmgard Gläser hatte sich sehr gut auf diesen Vortrag vorbereitet. Für die gute Unterstützung der Landesgruppe durch sie sagen wir nochmals herzlichen Dank. Unsere neue Mitarbeiterin der Geschäftsstelle, martina Bock, fand diese Ausführungen sehr interessant und aufschlußreich. Damit gewann sie erste Einblicke in die Tradition von Ostpreußen. Sie findet es sehr gut, daß Brauchtum und Kultur von Ostpreußen weitergegeben werden sollen und so nicht untergehen.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Telefon (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Bad Schwartau – Donnerstag, 3. August, 7.45 Uhr (Abfahrt ZOB), diesjährige Herbstfahrt nach Büsum. Nach Ankunft in Büsum (10 Uhr) Fahrt mit dem „Krabbenexpress", 12.30 Uhr Mittagessen im „Blanken Hans" mit Drei-Gänge-Menü, 14 Uhr Besuch der Sturmflutenwelt „Blanker Hans", 16 Uhr Kaffee und Kuchen im Büsumer Pesel, Preis 38 Euro pro Person. – Am 14. Juni trafen sich 60 Mitglieder und Gäste, um in Gedanken in die Zeit in Ostpreußen und die schweren Jahre danach zurückzugehen. Michael Knoll ließ mit vielen alten Evergreens diese Zeit wieder aufleben. Wer erinnerte sich nicht gern daran, als man zum ersten Mal nach dem Wiederanfang in einem neuen Leben wieder so richtig ausgehen konnte? Nach vielen Jahren des Neuanfangs in Bad Schwartau oder auch in anderen Orten begann man wieder Feste zu feiern, „zum Tanzen zu gehen", wie man sagte. Man nahm weite Wege in Kauf, um einmal wieder so richtig „schwofen" zu können, und kein Weg war zu weit, wenn man seine Eroberung nach Hause brachte. Plötzlich erinnerten sich viele an die Lieder, an die Schlager, die man damals mitsang. Und das eine oder andere Lied hat viele sogar bis heute begleitet als Erinnerung an das erste Treffen mit einer Freundin oder einem Freund. Es wurde mitgesungen und geschunkelt bis zur letzten „Zugabe" – und da war Michael Knoll wirklich nicht knauserig. Ein gelungener Abschluß des 1. Halbjahres der Ortsgruppe.

Neumünster – Mittwoch, 12. Juli, 15 Uhr, treffen sich die Mitarbeiter der Gruppe im Gartencafé Scheffler. – Am Sonnabend, 5. August, 14.30 Uhr, findet in der Holstenhalle der „Tag der Heimat" statt. Näheres wird noch bekanntgegeben. – Die Gruppe trifft sich zur nächsten Veranstaltung Mittwoch, 13. September, 15 Uhr, im „Restaurant am Kantplatz". Heinz Lellek referiert über den großen ostpreußischen Philosophen Immanuel Kant. – Der Jahresausflug fand am 14. Juni bei herrlichem Wetter statt. Die Fahrt mit dem Busunternehmen „Debie" ging über Hamburg in knapp zwei Stunden nach Lüneburg. Im Bus begrüßte die 1. Vorsitzende Brigitte Profé die Mitglieder und Gäste. Sie gab den Tagesablauf bekannt, erzählte die Lüneburger Geschichte und die Sage von der Salzsau. Nach einem guten Essen ging die Gruppe ins Ostpreußenmuseum. Übersichtlich, anschaulich, hochinteressant und vielseitig wurde die Ausstellung dargestellt. Lüneburg ist eine moderne Universitätsstadt mit vielen Fußgängerzonen, interessanten Einkaufsmöglichkeiten und urigen Restaurants in historischen Gemäuern. Durch die Altstadt ging die Gruppe an sehenswerten Häuserfassaden vorbei zum Kaffeetrinken. Auf der Rückfahrt wurde tüchtig gesungen. Es zeigte sich, daß die Teilnehmer zufrieden waren. Wir hatten einen guten und ruhigen Busfahrer, der uns gegen 18 Uhr nach Neumünster brachte.

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



GERDAUEN

Kreisvertreter: Dirk Bannick, Tel. (01 71) 5 27 27 14. Gst.: Wiebke Hoffmann, Peiner Weg 23, 25421 Pinneberg, Tel. (0 41 01) 2 23 53, geschaeftsstelle@kreis-gerdauen.de

Ein Leben im Zeichen der Nächstenliebe – Ilse Bannick feierte ihren 80. Geburtstag – Am 21. Mai 2006 hat Ilse Bannick auf ein acht Jahrzehnte umfassendes, erfülltes Leben zurückblicken dürfen. Ihr langer, wechselvoller Lebensweg ist gekennzeichnet von ihrem hingebungsvollen und tatkräftigen Dienst am Menschen, zu dem sie sich stets berufen fühlte. Die motivierende Kraft und außergewöhnliche Seelenstärke für ihren Einsatz findet sie in einem unerschütterlichen Gottvertrauen und in ihrer fest verankerten, von hoher Verpflichtung getragenen Liebe zur ostpreußischen Heimat. Geboren wurde sie als zweites Kind von Maria Doebler, geb. Herzmann und Oberforstwart Fritz Doebler in Heeselicht bei Osterode in Ostpreußen. Bald nach der Geburt der kleinen Ilse zog die Familie nach Groß Gnie, wo sie mit ihren Eltern und ihrem Bruder Fritz eine glückliche, wunderschöne Kindheit und frühe Jugend verbrachte. Das Kriegsende erlebte Ilse Bannick in Berlin. Sie war als RAD-Helferin in der Hauptstadt im Gesundbrunnenbunker eingesetzt. Auf Befehl der Sowjets wurde sie bei Kriegsende nach Ostpreußen zurückgeschickt. Nach Monaten gelangte sie wieder in den Kreis Gerdauen, wo sie in Neusorge ihre Mutter. die zurückgehalten worden war, in einem russischen Zivilgefangenenlager wiederfand. 1948 wurde sie – nach sehr schweren Jahren mit Aufenthalten in Litauen – von den Sowjets aus Ostpreußen ausgewiesen und gelangte nach Mühlhausen in Thüringen. Noch im gleichen Jahr floh sie gemeinsam mit ihrer Mutter, in den Westen, wo in Hoftsee bei Eckernförde inzwischen der Vater lebte. Erst 1950 ging ihr Herzenswunsch in Erfüllung: Im Husumer Krankenhaus erhielt sie eine Ausbildung als Krankenschwester, welche sie 1953 mit dem Staatsexamen abschloß. 1955 heiratete sie Gerhard Bannick und bekam die Söhne Claus und Dirk. Nach einer Arbeitspause stieg Ilse Bannick mit einer Halbtagsbeschäftigung wieder in den Beruf ein. Sie übernahm die Ausbildung der Krankenpflegehelfer und -helferinnen. Später, wieder ganztags tätig, arbeitete sie eine zeitlang als stellvertretende Stationsschwester, und anschließend leitete sie ab Mitte der siebziger Jahre als sachkundige und engagierte Stationsschwester bis zu ihrer Pensionierung im Jahr 1989 die Infektionsabteilung des Husumer Krankenhauses. Bereits seit dem 19. Mai 1954 ist sie Mitglied der Kreisgemeinschaft Gerdauen. 1992, im Jahr der Gründungsversammlung unserer Heimatkreisgemeinschaft als eingetragener Verein in unserer Patenstadt Rendsburg, wurde sie zur Kirchspielvertreterin von Klein Gnie gewählt. Die Heimatarbeit war für Ilse Bannick nicht nur eine Herzensangelegenheit, sondern eine immense Herausforderung, galt es doch insbesondere, die Klein Gnier aufzuspüren und zusammenzuführen. Große Hilfe und aktive Unterstützung erhielt sie bei dieser Aufgabe von ihrem Mann, welcher Vertriebenenbeauftragter für den Kreis Nordfriesland war. Aber auch nach der weltpolitischen Wende, als ein lange ersehntes Wiedersehen mit der Heimat endlich möglich war, knüpfte Ilse Bannick enge Kontakte zur Bürgermeisterin Tamara Kewlitsch und zur jetzigen Bevölkerung von Klein Gnie. Humanitäre Hilfe vor Ort war und ist ihr wichtig. Auch auf ihren Vorschlag hin wurde Tamara Kewlitsch durch unsere Paten anläßlich eines Hauptkreistreffens nach Rendsburg eingeladen. Bis heute hat Ilse Bannick weit über 800 ehemalige Bewohner des Kirchspiels Klein Gnie aufgespürt und zahlreiche Familienangehörige und Freunde aus den Kindertagen wieder zusammenbringen können. Sie sammelt und archiviert seit fünfzehn Jahren für die Dokumentation des Kirchspiels Klein Gnie Fotos, Dokumente und Exponate zum endgültigen Verbleib im Heimatarchiv. Ihre besonderen Leistungen und ihr couragierter Einsatz wurden 1997 durch die Verleihung des Silbernen Ehrenzeichens der LO gewürdigt. Bis heute unterstützt Ilse Bannick durch ihre ehrenamtliche Arbeit als Kirchspielvertreterin von Klein Gnie aktiv die Heimatkreisgemeinschaft sowie die Redaktion des Heimatbriefes. Ihre Berichte über ihr Kirchspiel, aber auch die vielen Materialien, die ihr umfangreicher Fundus bereithält, sind eine große Bereicherung für den Heimatbrief. Gleichfalls beispielhaft für Ilse Bannicks Engagement sind ihre vielfältigen Themenanregungen im Kreis ihrer Kirchspielmitglieder, die immer gern aufgegriffen und für den Heimatbrief erarbeitet werden. Für ihr unverändert hohes Engagement wurde Ilse Bannick anläßlich ihres 80. Geburtstages vom Vorstand mit der silbernen Ehrennadel der Heimatkreisgemeinschaft Gerdauen ausgezeichnet. Der Vorstand, der Kreistag der HKG und der Heimatbrief danken Ilse Bannick für ihre stets positive, konstruktive Mitarbeit und gratulieren ihr sehr herzlich zu der Auszeichnung und zu ihrem achtzigsten Geburtstag und wünschen ihr Gesundheit und Gottes reichen Segen.

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 19

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung



GUMBINNEN

Kreisvertreter: Eckard Steiner, Schöne Aussicht 35, 65510 Idstein/Taunus, Telefon (0 61 26) 41 73, E-Mail: eck.steiner@pcvos.com, Internet: www.kreis-gumbinnen.de

32. Bundestreffen der Gumbinner und Salzburger In der Patenstadt Bielefeld – Am 9. und 10. September 2006 findet in der Gesamtschule Stieghorst in Bielefeld, Detmolder Straße / Am Wortkamp 3, das diesjährige Bundestreffen der Gumbinner und Salzburger statt. Die Saalöffnung erfolgt am Sonnabend, um 9 Uhr. Die Veranstaltung beginnt um 10 Uhr mit der 13. Kreisversammlung. Nach dem Mittagessen um 12.30 Uhr, beginnen um 14 Uhr Arbeitsgespräche der einzelnen Bezirks-. Orts- und Stadtteilgruppen. Um 15.30 Uhr beginnt die Mitgliederversammlung der Salzburger im Wohnstift Salzburg, in der Memeler Straße 3. Das Abendessen und gemütliche Beisammensein ist für 18 Uhr vorgesehen. Um 20 Uhr wird der bekannte „Kant-Chor“ Gumbinnen in der Lutherkirche Bielefeld (ganz in der Nähe des Hotels Bremer) ein Konzert geben. Am Sonntag erfolgt die Saalöffnung in der Gesamtschule Stieghorst wieder um 9.40 Uhr. Um 10 Uhr beginnt die öffentliche Gemeinschaftsstunde, die folgende Programmpunkte enthält: 1. Eröffnung und Begrüßung, 2. Kurze Andacht, 3. Ostpreußenlied, 4. Totengedenken, 5. Grußworte der Ehrengäste, 6. Bericht des Vorsitzenden, 7. Gastvortrag, 8. Schlußwort, 9. Nationalhymne. Um 12.30 Uhr ist das Mittagessen vorgesehen mit anschließendem gemütlichen Beisammensein und Plachandern bei Kaffee und Kuchen. Um 16 Uhr endet das Treffen. (Programmänderungen vorbehalten) Zu der Veranstaltung wird eine Delegation aus Gumbinnen erwartet. Ein Informations- und Verkaufsstand ist vorhanden. Auch eine Ausstellung ist geplant. – Speisen und Getränke werden in der Schule angeboten. Anreise mit dem Auto: Autobahn A 2, Abfahrt Bielefeld Zentrum auf die B66 / Detmolder Straße in Richtung Bielfeld, 5. Ampel rechts. Anreise mit der Bahn: Vom Hauptbahnhof Bielefeld mit der Straßenbahnlinie 3 in Richtung „Stieghorst“ bis zur Haltestelle „Gesamtschule Stieghorst“. Quartierbestellungen unter dem Stichwort „Gumbinnen“ können in dem Brenner-Hotel-Diekman, Otto-Brenner-Straße 135, erfolgen. Alternative Hotelwunsche können über die Touristeninformation, Am Bahnhof 6, 33607 Bielefeld, Telefon (05 21) 17 88 44 erfüllt werden.

An alle Mitglieder der Kreisgemeinschaft Gumbinnen – Einladung zur 13. Kreisversammlung – Im Rahmen des 52. Bundestreffens der Gumbinner und Salzburger in der Patenstadt Bielefeld findet Sonnabend, 9. September 2006, 10 Uhr, in der Gesamtschule Stieghorst, Detmolder Straße / Am Wortkamp, in Bielfeld die 13. Kreisversammlung (Jahreshauptversammlung) mit folgender Tagesordnung statt: 1. Eröffnung und Begrüßung, 2. Feststellung der ordnungsgemäßen Einladung und Beschlußfähigkeit, 3. Genehmigung der Niederschrift vom 10. September 2005, HB 107, S. 21-22, 4. Genehmigung der Tagesordnung, 5. Berichte des Geschäftsführenden Vorstandes für das Jahr 2005-06, 6. Berichte der Kassenprüfer, 7. Aussprache über die Berichte, 8. Entlastung des Vorstandes, 9. Nachwahl der Schatzmeisterin Haupt- und Nothilfekonto, 10. Bericht des Vorsitzenden der Ehemaligen Friedrichs- und Cecilienschulen, 11. Bericht des Vorsitzenden der Gruppe „Ostpreußisch Platt“, 12. Verschiedenes. Anträge sind laut Satzung mindestens acht Tage vor der Kreisversammlung dem Vorstand schriftlich zuzuleiten.

Der vierte Stamm in Bayern

Staatssekretär Heike: »Sudetendeutsche sind Brücke in die Zukunft«

Von Elvira Leonhart

Bayern hat die Heimatvertriebenen vorbildlich integriert und die Sudetendeutschen – neben Altbayern, Schwaben und Franken – zum vierten Stamm erklärt.

Bayern, das 1954 Schirmland der Sudetendeutschen wurde, hat sowohl die kulturellen als auch die heimatpolitischen Anliegen unterstützt. Kein anderes Bundesland in Deutschland steht so zu den Heimatvertriebenen wie dies Bayern tut“, betonte Bayerns Sozialstaatssekretär Jürgen W. Heike heute beim Heimattreffen der künischen Gemeinde Hammern in Lam.

Das Heimattreffen 60 Jahre nach der Vertreibung aus der Heimat zeige deutlich, daß die Hammerer mit der Heimat nach wie vor aufs Engste verbunden seien. „Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs haben die Vertriebenen zusammen mit der heutigen tschechischen Bevölkerung viel zum Erhalt der Kulturlandschaft getan und damit zum Wiederaufbau Deutschlands und Europas beigetragen. Die Sudetendeutschen wollen eine Brücke sein in die Zukunft“, erklärte Heike.

In den vergangenen 15 Jahren sei hier viel geschehen. „Zwischen Bayern und Tschechien gibt es heute viele Schul- und Hochschulpartnerschaften, einen regen Schüler- und Studentenaustausch, enge Kontakte im Umweltbereich und bei der inneren Sicherheit.

> Viele Gesten der langsamen Annäherung

Eine bayerisch-tschechische Arbeitsgruppe hat inzwischen Hunderte von Projekten gemeinsam auf den Weg gebracht.

Es gibt zwei Euro-Regionen, die Euregio Egrensis und die Euregio Bayerischer Wald-Böhmerwald, die grenzüberschreitend zusammenarbeiten.

Enorm entwickelt haben sich auch die wirtschaftlichen Kontakte. Das Handelsvolumen mit Tschechien beträgt 8,2 Milliarden Euro. Tschechien ist im östlichen Europa unser Handelspartner Nr. 1, weltweit die Nr. 8. Von den tschechischen Investitionen in Deutschland fließen allein 80 Prozent nach Bayern“, so der Staatssekretär.

Heike: „Gute nachbarschaftliche Beziehungen beruhen aber nicht allein auf Handel und Wirtschaft. Zu wirklich guten Beziehungen gehört auch die gemeinsame Aufarbeitung der Vergangenheit.

In den letzten Jahren hat sich zwar die Einstellung der Tschechen gegenüber den Sudetendeutschen verändert, gerade in den letzten beiden Jahren gab es viele Gesten der Annäherung.

Dennoch gibt es zwischen Sudetendeutschen und Tschechen immer noch Barrieren, noch stehen die Benesch-Dekrete im Raum.

Um hier voranzukommen, fordern wir seit langem gemeinsam mit den Sudetendeutschen die tschechische Seite zum Dialog auf. Verständigung ist ein Projekt auf Gegenseitigkeit.“

Anzeigen

Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist bei uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiß an jedem neuen Tag.
Dietrich Bonhoeffer

Herta Jeromin

geb. Huch

∗ 19. 10. 1920 Patersort/Ostpreußen † 22. 6. 2006 Uphusum/Nordfriesland



In Liebe und Dankbarkeit
Rosmarie und Klaus
Erika und Gerhard
Walter
Regina und Helge
Alfred und Ute
Iris
Ihre geliebten Enkel und Urenkel
Peter und Trine
mit Ida Marie und Anna
Claudia, Ralf, Hauke, Esther und Sören
sowie alle Angehörigen

25923 Uphusum, Dorfstraße 28
Traueranschrift: Regina Heinrich, Am Moor 28, 25917 Leck

Wir haben am Donnerstag, dem 29. Juni 2006, in der Kirche zu Braderup Abschied genommen.



Niemals geht man so ganz,
irgendwas von mir bleibt hier.
Es hat seinen Platz –
immer bei Dir. T. Herr

Ursula „Uschke“ Schimanski

geb. Wiemer

∗ 10. 5. 1921 Budehlischken/Kreis Elchniederung † 22. 6. 2006 Braunschweig

Dankbar für alle Liebe und Fürsorge,
die sie uns gab, nehmen wir Abschied:

Sieglinde Pirkowski und Peter Pirkowski
Gundula Schimanski-Zurek
und Andreas Zurek
Sandra Krüger und Tobias Krüger
mit David, Simon, Daniel und Sarah
Sascha Pirkowski

Die Trauerfeier fand am 29. Juni 2006 in Braunschweig statt.

Traueranschrift: Gundula Schimanski-Zurek, Gmeinerstraße 17, 38108 Braunschweig

Ich hab' den Berg erklommen,
der Euch noch Mühe macht.
Drum weinet nicht, Ihr Lieben,
denn ich werd' zur Ruh' gebracht.

Elfriede Kehler

geb. Sacht

∗ 25. 7. 1915 Treuburg, Ostpreußen † 19. 6. 2006 Potsdam

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von unserer lieben Mutti, Omi, Schwiegermutter, Schwester und Tante.

Maiko und Renate Ostermann, geb. Kehler
Joachim und Dorothea Görbing, geb. Kehler
Thomas und Susann, Enkel
sowie alle Angehörigen

14532 Kleinmachnow, Schleusenweg 54 b

Die Trauerfeier mit anschließender Urnenbeisetzung findet am 7. Juli 2006 auf dem Friedhof Kleinmachnow statt.

Du bist von uns gegangen,
aber nicht aus unseren Herzen.
Wer im Gedächtnis seiner Lieben lebt,
der ist nicht tot, der ist nur fern;
tot ist nur, wer vergessen wird.
Immanuel Kant

Harry Poley

geb. 9. 7. 1916 gest. 25. 4. 2003

gelebt für seine Heimat Ostpreußen.



Statt jeder besonderen Anzeige

Der ist in tiefster Seele treu,
wer die Heimat liebt wie Du. Theodor Fontane

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von meinem Mann, unserem Vater, Schwiegervater und Opa

Hermann Piechotka

∗ 30. 11. 1920 Steinwalde † 22. 6. 2006 Wermelskirchen

Christa Piechotka, geb. Nörenberg
Hermann Piechotka
Martin und Kirsten Piechotka
mit Felix
und Anverwandte

42929 Wermelskirchen, An der Hoffnung 5

Wir begleiteten unseren lieben Entschlafenen am Donnerstag, dem 29. Juni 2006, um 14.00 Uhr von der Kapelle des Stadtfriedhofes, Berliner Straße, aus zur letzten Ruhe.

Unsere liebe Mutter und Großmutter

Hilde Bendrick
geb. Steffens

∗ 21. September 1910 † 21. Juni 2006

hat uns verlassen.

In tiefer Trauer,
im Herzen immer bei uns
Monika Fichtner-Bendrick
Robert und Thomas Fichtner
Edith und Volker Weller

Im Brückengarten 10, 63322 Rödermark



Immer wenn du meinst, es geht nicht mehr,
kommt von irgendwo ein Lichtlein her...

Nach einem erfüllten Leben verstarb in seinem 88. Lebensjahr

Otto-Wilhelm Baumm

geboren wurde er am 29. Dezember 1918 in Schippenbeil in Ostpreußen.
Am 16. Juni 2006 vollendete er seinen Lebensweg in Heidelberg.

In stiller Trauer
Erika Baumm
und alle Angehörigen

Leimen/St. Ilgen, Juni 2006



Der kauzige Alte

Erzählen und zuhören – es braucht oft nicht mehr, um einen Menschen glücklich zu machen

Von HORST MROTZEK

Der Harz hat ein gesundes Reizklima. Aber nicht nur das, der Harz hat noch mehr zu geben. Wer einmal dem Zauber der herben Landschaft verfallen ist, kommt immer wieder hierher. Der Wanderer sollte sich Zeit nehmen und abseits der vielbesuchten Wege mit offenen Augen durch den Wald gehen. Er wird die Vielfalt der Natur erleben: Sonnige Höhen, aber auch düstere Klippen.

Ein außergewöhnliches Geschenk

Unzählige Mythen und Sagen haben ihren Ursprung im Harz. So wird der einsame Wanderer — wenn er sich von Phantasie leiten läßt – auf dem Hexentanzplatz nicht nur auf den Spuren Goethes wandeln, sondern auch an anderen Orten ein Hauch von Walpurgisnacht spüren. Auf meinen Wanderungen durch den Harz sah ich fabelhafte Bilder. Ich belauschte den röhrenden Hirsch, majestätisch dastehend, sah das spielzeughafte Rehkitz possierlich dahintappen, war fasziniert von der Farbenpracht des Apollo (Schmetterling), der zitternd auf einem Blatt saß.

Wer solche Augenblicke erlebt, sollte ehrfurchtsvoll schweigen und dem Schöpfer und seinen Werken dankbar sein. Ein offenes Auge und ein waches Ohr bringen das Herz zum Schwingen, wenn sie mehr als nur Verständigungswerkzeug sind.

Durch einen glücklichen Zufall wurde mir während meiner sechsten Harzreise ein außergewöhnliches Geschenk zuteil. Ich verweilte auf einer Bank, um von der Wanderung auszuruhen — mein Blick ging zum Brocken. Unter mir floß eilig ein Bach; angeschwollen durch die Schneeschmelze gurgelte und rauschte er. Ich schloß die Augen und genoß die wärmenden Strahlen der Frühlingssonne. „Vom Eise befreit ...“, so kam es mir leicht über die Lippen. Ich träumte von der Schulzeit, wo das Vortragen der Verse Pflichtübung war — nun konnte ich es ungezwungen tun.

Mir kam der Gedanke an Goethe und Heine. Sie durften ungehindert zum Brocken gehen, höchstens mal stolpernd über Stock und Stein. Uns dagegen war der Weg dorthin lange Zeit verwehrt. — Heine nannte den Brocken den deutschen Berg, von der Geographie und vom charakteristischen Aussehen.

Ein schleifendes Geräusch riß mich aus meinen Gedanken – ich glaubte den Wind in Gräsern und Farnen zu hören.

„Habe ich Sie erschreckt?“ fragte eine brüchige Stimme. Die Stunde der Geister war es doch nicht – hatte ich mich in meiner Phantasie verstiegen? – Ein grauer wuchernder Vollbart gab nur ein paar helle Augen und eine klobige Nase frei, ein abgegriffener Hut deckte das Ganze. Ein großer breitschultriger Mann, gekleidet in eine fleckige Lederjacke und eine abgewetzte Kordhose stand vor mir. „Nein, nein!“ stotterte ich verlegen, „Sie haben mich nicht erschreckt.“

„Sie machen hier Urlaub?“ Er wartete meine Antwort nicht ab, sondern fragte weiter: „Kennen Sie unseren Wald?“

„Ich bin das sechste Mal im Harz und jedes Mal sehe ich ihn anders – die sonnigen Höhen, die schattigen Plätze, die düsteren Klippen.“

Und schon unterbrach er mich wieder. Ich werde mich aufs Zuhören verlegen, der alte Mann hat mir sicher viel zu sagen, dachte ich mir.

„Der Wald hat viele Gesichter. Ein Leben allein reicht nicht aus, um alles zu sehen und in sich aufzunehmen. Der Wandel vom Winter zum Frühling, vom Frühling zum Sommer, vom Sommer zum Herbst und endlich zum Winter ist jedes Mal ein neues Wunder – für uns Menschen kaum faßbar. Selbst für mich, der ich bei Regen und Wind Schutz unter dem grünen Blätterdach suche, meine erschöpften Glieder ins weiche Moos lege, mich von Beeren und Pilzen nähre – selbst für mich – erscheint der Wald täglich mit einem neuen Gesicht.“ – Wie er es sagte, klang es poetisch und voller Geheimnisse.

Ich wurde neugierig und fragte: „Wo wohnen Sie?“

„Im Wald – der Wald ist mein Zuhause“, antwortete er.

„Erzählen Sie mir mehr von sich“, bat ich.

Vom gefeierten Gourmetkoch zum Wilderer – Der Schicksalsweg war vorgezeichnet

Er begann von neuem: „Die Zeit, in der sich der Erste meines Stammes im Harz ansiedelte, liegt weit zurück. Die uralten Bäume sind Zeuge, nur hier können wir leben. Meine Urväter stammen aus dem Erzgebirge, sagt die Familienchronik. Mein Großvater war Köhler und außerdem ein Meister der Schnitzkunst – er brachte Holz zum Leben. So hatte er einen Zuverdienst, denn das Leben im Harz war zur damaligen Zeit nicht rosig.

Die Köhler liebten das einfache Leben, der Natur verbunden. Man dichtete ihnen allerhand an; viele Märchen kamen selbst aus ihrem Munde, Alleinsein regt die Phantasie an. Das Dorf sahen die Köhler manchmal wochenlang nicht, denn die Meiler mußten Tag und Nacht bewacht und versorgt werden.

Durch Fleiß und Ausdauer und handwerkliches Geschick kam mein Großvater zu einem kleinen Holzhaus. Er baute es an einen Fahrweg, auf dem die Fuhrknechte mit ihren Wagen vorbeikamen. Ob seiner Gastfreundschaft gelobt, wurde sein Haus bald zur Raststätte für alle, die dort ihren Weg nahmen.

Später wurde der holprige Weg der Holzknechte ausgebessert und befestigt, wegen der Wichtigkeit der Route wurde er bald zu einer vielbefahrenen Verkehrsstraße. Mein Großvater vergrößerte das Haus und erhielt das Recht, ein Wirtshaus zu betreiben.

Eine seiner Fertigkeiten hatte ich noch nicht erwähnt. Er war ein vorzüglicher Koch, aus dem Einfachsten machte er eine Köstlichkeit; seine Löwenzahnsuppe war berühmt.

Eine Posthalterei sollte an dieser Strecke errichtet werden. Mein Großvater hatte einen guten Ruf, und man bot ihm die Lizenz dieser Station an. Die räumlichen Voraussetzungen waren gegeben; es lockte der soziale Aufstieg in klingender Münze und er nahm guten Muts an.

Nun aber kamen auch vornehme Leute ins Haus und mit einfachen Suppen war es allein nicht mehr getan – man stellte Ansprüche. Hie und da sollte ein Braten auf den Tisch. Aber, woher nehmen, wenn nicht stehlen oder wildern, aber das war wohl dasselbe.

Ein kleines Stück nur, ein Kaninchen, was macht das schon. Es gab soviel davon im Wald und außerdem waren sie in der Überzahl auch noch eine Plage.

Als mein Großvater zur abendlichen Stunde die erste Schlinge legte, war er bereits dem Teufelswerk verfallen. Bei einem einzigen Stück blieb es nicht.

Die Gäste waren voll des Lobes, wegen des köstlichen Bratens — und das steigerte ihn immer mehr in seinen Rausch. Er schritt blindlings in sein Unheil. Mein Großvater wurde beim Wildern ertappt, er mußte für längere Zeit ins Gefängnis. Die Freiheit erlangte er als gebrochener Mann. Er ging tief in den Wald und wurde wieder Köhler. Die Scham machte ihn krank, zu seinem Tode war es nicht mehr weit.“

„Ich langweile Sie sicher mit meiner Geschichte“, unterbrach der Alte plötzlich, „sicher haben Sie was besseres zu tun.“

„Keineswegs, ich versäume nichts und außerdem ist Ihre Geschichte sehr interessant.“

„Nun ich bin auch gleich am Ende“, und er fuhr fort: „Mein Vater war ein angesehener Hochschulprofessor in der Stadt, und ich sollte es ihm gleich tun. Doch was ist aus mir geworden? Ein grübelnder alter Mann!

Die Leute in der Umgebung nennen mich nur den kauzigen Alten.

Lange Jahre wohnte ich jenseits der verdammten Grenze; dort erlebte ich die große Völkerwanderung. Unzählige Male zeigte ich den Entwurzelten den Weg gen Westen. Eines Tages erwischte mich die Polizei bei der menschlichen Hilfeleistung und ich wurde dafür bestraft.

Nach verbüßter Haft durfte ich nicht wieder zurück in mein Haus, denn es lag im Sicherheitsgebiet – später hat man es abgerissen. Ich ging den gleichen Weg wie viele Tausende vor mir – ich war einer von vielen Heimatlosen.“

Der Bogen der Familiengeschichte schließt sich

„Wovon leben Sie — ich meine, wie kommen Sie zu Geld?“ fragte ich.

„Ich sammle Beeren und Pilze und verkaufe alles in der nahen Stadt. Und außerdem betreibe ich noch einen Meiler. So schließt sich der Bogen von meinem Großvater zu mir. Der da oben hat es so gewollt.“

Er sah mich eindringlich an, als wollte er eine Antwort hören. Doch bevor ich dazu kam, schloß er: „Sie haben einem alten Mann zugehört und Ihre kostbare Zeit geopfert. Ich bin Ihnen sehr dankbar!“

„Ich hätte diese Stunde nicht besser nutzen können. Für mich war es eine glückliche Stunde mit einem liebenswerten alten Mann.“

Mit strahlenden Augen verabschiedete er sich. Erzählen und zuhören hatten zwei Menschen glücklich gemacht.

Zahlen-Kreuzwort

Das Ausgangswort ist ILTIS. Wandeln Sie nun auch die restlichen Zahlen in Buchstaben um. Gleiche Zahlen bedeuten gleiche Buchstaben im Rätsel und im Zahlenschlüssel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
I	L	T	S									

14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26

5	6	7	8	9	■	10	1	2	11	12	13	3	3	■	14	■	3	15	11	4	4
16	■	13	■	2	9	13	17	9	15	■	2	■	11	7	13	15	■	16	8	11	■
18	2	16	9	4	■	8	13	16	3	1	10	9	15	■	19	11	15	20	13	2	2
■	13	■	3	13	18	16	■	8	■	8	■	17	6	8	13	7	11	■	21	■	13
22	16	1	23	■	11	■	24	13	17	17	1	9	■	9	■	13	10	23	9	8	3
■	21	■	9	25	3	15	13	■	9	1	8	2	13	16	20	■	11	■	15	■	23
10	9	1	2	■	9	■	15	11	3	11	15	■	16	■	13	10	10	16	■	7	■
						9	21	9	15	■	1 I	2 L	3 T	1 I	4 S	■	11	8	17	1	3
						2	11	3	11	4	■	13	11	15	3	13	■	15	■	25	■
						9	■	23	1	3	13	3	■	1	■	3	11	16	26	9	3
						21	13	3	3	9	■	3	13	4	4	9	■	5	9	15	15
						1	■	13	■	3	15	9	16	■	11	7	13	■	21	■	13
						9	16	2	9	■	9	■	4	13	16	2	■	10	9	24	10
						■	20	■	10	2	13	4	4	9	■	11	23	9	2	11	3
						5	9	2	2	■	2	■	9	15	11	4	■	15	■	17	■
						16	15	1	13	8	■	9	8	21	9	■	9	8	17	9	8
						2	■	4	3	16	7	7	■	9	17	9	15	■	9	■	1
						13	2	3	■	8	■	4	16	15	9	■	23	13	15	21	9

Schüttelrätsel

In diesem ungewöhnlichen Kreuzworträtsel stehen anstelle der Fragen die Buchstaben der gesuchten Wörter alphabetisch geordnet in den Fragefeldern. Zur Lösung beginnen Sie am besten mit den kurzen Wörtern (Achtung: ORT kann z. B. ORT, TOR oder auch ROT heißen).

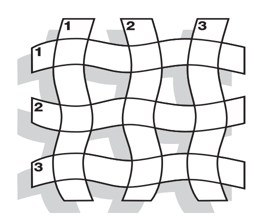
ABKOR	▼	BEEN	EEHNN	▼	EESTW	▼	AIRS	BELL	EELL
▶		▼			BEEI ▶		▼	▼	▼
BEEOS			EELNSS ▶						
AELLNNRST ▶									
AENN ▶					EELR ▶				

Brückenrätsel

Erweitern Sie die linken und rechten Wörter jeweils durch ein gemeinsames Wort im Mittelblock. Auf der Mittelachse ergibt sich in Pfeilrichtung ein sehr hart gebrannter Ziegelstein.

1	KINN		NASE
2	MILCH		KAFFEE
3	TRITT		WAGEN
4	NEU		MANN
5	PECH		ZUG
6	BAR		BUCH
7	PARADE		MUSIK

Magisch



Schreiben Sie waagerecht und senkrecht dieselben Wörter in das Diagramm.

1 Grundsatz,
2 Teil Großbritanniens,
3 Brauchbarkeit

So ist's richtig:

Zahlen-Kreuzwort:

HYMNE■KILOWATT■J■TROSS
U■A■LEADER■L■OMAR■UNO■
BLUES■NAUTIKER■VORFALL
■A■TABU■N■N■DYNAMO■G■A
QUIZ■O■CADDIE■E■AKZENT
■G■EXTRA■EINLAUF■O■R■Z
KEIL■E■ROTOR■U■AKKU■M■
EGER■ILTIS■ONDIT
LOTOS■AORTA■R■X■
E■ZITAT■I■TOUPET
GATTE■TASSE■HERR
I■A■TREU■OMA■G■A
EULE■E■SAUL■KECK
■F■KLASSE■OZELOT
HELL■L■EROS■R■D■
URIAN■ENGE■ENDEN
L■STUMM■EDER■E■I
ALT■N■SURE■ZARGE

Schüttelrätsel:

■K■■H■W■■■
BOESE■EIBE
■BB■NESSEL
■RENNSTALL
■ANNE■ERLE

Brückenrätsel: 1. Haken, 2. Pulver, 3. Leiter, 4. Schnee, 5. Fackel, 6. Scheck, 7. Marsch – Klinker

Magisch: 1. Prinzip, 2. England, 3. Eignung

Gerechtigkeit für Alfred Dreyfus

Vor 100 Jahren endete die wohl berühmteste Affäre der Dritten Republik mit der Rehabilitierung des Offiziers

Von Manuel Ruoff

Kein Fall hat je in der ganzen zivilisierten Welt ein solch umfassendes und weitreichendes Interesse erregt." Das sind starke Worte. Sie stammen vom damaligen US-amerikanische Botschafter in Paris James B. Eustis. Zweifellos ist die Dreyfus-Affäre das prominenteste Symptom des Antisemitismus im Westen und eine der spannendsten Kriminalgeschichten der Dritten Republik.

Am 20. Juli 1894 sucht der chronisch klamme Bataillonschef des 74. französischen Infanterieregiments Major Ferdinand Esterhaz, die deutsche Botschaft in Paris auf und bietet dem Militärattaché Oberstleutnant Max von Schwartzkoppen seine Dienste als Agent an. Die beiden kommen ins Geschäft und einige Wochen später schreibt Esterhazy Schwartzkoppen: „Mein Herr, obwohl ich ohne Nachricht von Ihnen bin, daß Sie mich zu sehen wünschen, sende ich Ihnen einige interessante Auskünfte ...". Der Adressat zerreißt den Brief und schmeißt ihn in den Papierkorb. Dieser Papierkorb wird von einer Putzfrau geleert, die als Agentin für die „Sektion für Statistik" des französischen Generalstabs, sprich den Geheimdienst, arbeitet und das sogenannte Bordereau (Zettel) diesem zukommen läßt. Die Vielfalt und Qualität der im „Bordereau" genannten Geheimnisse läßt die „Sektion für Statistik" auf einen jungen Artillerieoffizier im Generalstab tippen, der erst seit kurzem sein Patent hat und dort geschult wird. Dieser Beschreibung entspricht der einzige Jude im Generalstab, Hauptmann Alfred Dreyfus. Ein erster Vergleich des „Bordereau" mit Schriftstükken aus der Feder Dreyfus' scheint den Verdacht zu erhärten.

Am 15. Oktober 1894 wird Dreyfus unter einem Vorwand in das Büro des Generalstabschefs gerufen. Dort wird ihm ein Brief diktiert, in dem Wörter aus dem „Bordereau" vorkommen. Anschließend wird er verhaftet. Es gibt zwar Unterschiede zwischen den Schriften, doch wird dieses entlastende Indiz damit abgetan, daß Dreyfus beim „Bordereau" seine Schrift verstellt habe.

Vom 19. bis 22. Dezember wird Dreyfus in Paris vor dem Obersten Kriegsgericht der Prozeß wegen Landesverrats gemacht. Die Beweislage ist dünn. Deshalb legt die „Sektion für Statistik" ohne Wissen von Verteidigung, Anklage und Öffentlichkeit dem Gericht eine sogenannte Geheimakte vor, in der Indizien einseitig zum Schaden Dreyfus' interpretiert werden und auch vor einer Fälschung nicht zurückgeschreckt wird. Am 2. November hatte der Militärattaché des seinerzeit mit Deutschland verbündeten Italien in Rom ein chiffriertes Telegramm aufgegeben: „Es wäre ratsam, der Botschafter veröffentlichte ein offizielles Dementi, um Pressekommentare zu vermeiden." Den französischen Kryptographen waren jedoch einige Wörter entgangen. Major Joseph Henry von der „Sektion für Statistik" ersetzt diese fehlenden Wörter selbstherrlich durch: „Dreyfus verhaftet, Vorsichtsmaßnahmen getroffen, unser Gesandter benachrichtigt". Die „Geheimakte" tut ihre Wirkung. Dreyfus wird schuldig gesprochen. Die verhängte Strafe lautet Verbannung und militärische Degradierung. Am 5. Januar 1895 wird Dreyfus in der Ecole Militaire öffentlich degradiert, wozu auch das Zerbrechen seines Säbels gehört. Zwölf Tage später beginnt seine Deportation nach dem Verbannungsort, der zu Französisch-Guayana gehörenden Teufelsinsel.

Ein gutes Jahr später findet mit dem sogenannten „Petit bleu" erneut ein wichtiges zerrissenes Stück Papier aus dem Papierkorb des deutschen Militärattachés seinen Weg in die „Sektion für Statistik". Der mittlerweile neue Chef des Nachrichtendienstes heißt Georges Picquart. Picquart ist hochintelligent und bei seiner mit der Berufung an die Spitze der Sektion einhergehenden Beförderung zum Oberstleutnant der jüngste Mann dieses Ranges in der gesamten Republik. Er weiß die Bedeutung der über 30 Schnipsel richtig einzuschätzen. Zusammen bilden sie einen Briefentwurf an den „Herrn Major Esterhazy, 27, Rue de la Bienfaisance" mit dem verdächtigen Inhalt: „Monsieur, vor allem erwarte ich eine detailliertere Erklärung, als Sie sie mir neulich über die offene Frage gegeben haben. Deshalb bitte ich Sie, sie mir schriftlich zu geben, um beurteilen zu können, ob ich meine Verbindung zum Haus R. aufrechterhalte oder nicht." Esterhazy gerät ins Fadenkreuz der „Sektion für Statistik" und seine Korrespondenz mit Schwartzkoppen wird nun abgefangen. Ende August kommt Picquart auf die Idee, Esterhazys Briefe mit dem „Bordereau" zu vergleichen. Der Schriftvergleich belastet Esterhazy eindeutig – und entlastet Dreyfus. Nun interessiert Picquart, worauf sich die Dreyfus belastende „Geheimakte" stützt, von deren Existenz er weiß, denn dafür gehört er der Sektion lange genug an. Bei der Durchsicht der Akte erkennt er deren manipulativen Charakter. Picquart erstattet seinen Vorgesetzten über das entdeckte Ungeheuerliche Bericht, aber dort zeigt man sich bemerkenswert desinteressiert. Sein direkter Vorgesetzter, der für den Geheimdienst zuständige stellvertretende Generalstabschef Charles-Arthur Gonse verdonnert ihn gar zum Schweigen. Picquart antwortet mit den berühmten Worten: „Ich weiß nicht, was ich tun werde, aber keinesfalls werde ich dieses Geheimnis mit ins Grab nehmen." Sicherheitshalber wird Picquart kaltgestellt. Er wird auf einen vergleichsweise unwichtigen Posten versetzt.

Sein alter Gegenspieler in der „Sektion für Statistik", Henry, wird sein Nachfolger an deren Spitze. Um sicherzugehen erweitert er die „Geheimakte" um weiteres von ihm manipuliertes scheinbares Belastungsmaterial gegen Dreyfus. Hierzu bedient er sich unter anderem eines Briefes des italienischen an den deutschen Militärattaché, in dessen Besitz die „Sektion für Statistik" auf die übliche Weise gekommen ist. Er kombiniert den oberen Teil des Briefes mit dem Briefkopf und den unteren Teil mit der Unterschrift mit einem zusätzlichen Stück Papier in der Mitte, auf das er mit verstellter Handschrift schreibt: „Ich las, ein Deputierter wird eine parlamentarische Anfrage über Dreyfus stellen. Falls man in Rom neue Erklärungen anfordern sollte, ich werde sagen, ich hätte zu diesem Juden nie Kontakt gehabt. Das ist abgemacht. Falls man Sie fragen sollte, sagen Sie ebenso, denn niemand darf jemals erfahren, was mit ihm gewesen ist." Diese drei Teile klebt er so zusammen, daß der Eindruck entsteht, es handele sich um einen auf die übliche Weise aus Schnipseln aus dem Papierkorb von Schwartzkoppen rekonstruierten Brief.

Ein gutes Jahr nach Picquart erkennt auch ein Immobilienmakler und Bankier die Handschrift des zwischenzeitlich veröffentlichten „Bordereau". Er identifiziert sie als die seines Kunden Esterhazy und informiert Alfred Dreyfus' Bruder Mathieu Dreyfus über seine Entdeckung. Bereits wenige Tage später, am 15. November 1897, zeigt dieser Bruder Esterhazy an. Einen Tag später beantragt der so Angezeigte selbst eine Untersuchung gegen sich. Der nur zweitägige Prozeß vor dem Kriegsgericht gegen Esterhazy endet jedoch am 11. Januar 1898 mit Freispruch.

Nach dieser juristischen Niederlage des Dreyfus-Lagers wird Frankreichs Intelligenz aktiv, allen voran Emile Zola. Der berühmte Schriftsteller schreibt einen offenen Brief an den Präsidenten der Französischen Republik, in dem er das Dreyfus angetane Unrecht anklagt. Diese Anklage wurde von dem späteren Ministerpräsidenten Georges Clemenceau als Aufmacher in „L'Aurore" unter der Überschrift „J'accuse" (Ich klage an) als Aufmacher abgedruckt. Diese Anklage machte Furore. Ganz bewußt wollte Zola mit den in dem Text enthaltenen Anschuldigungen gegen das Militär und dessen Justiz eine Verleumdungsklage gegen sich provozieren, um den Fall Dreyfus vor einem Zivilgericht thematisieren zu können.



Alfred Dreyfus kehrt aus der Verbannung nach Frankreich zurück Foto: Ullstein

Am 7. Februar 1898 wird der provozierte Prozeß vor dem Schwurgericht des Departements Seine im Palais de Justice eröffnet. „L'Aurore" und „Siecle" informieren die Öffentlichkeit lückenlos über den Prozeßverlauf. Die Wende zu Zolas Niederlage bringt der Hinweis seiner Gegner auf den scheinbar Dreyfus belastenden gefälschten Brief des italienischen Militärattachés an dessen deutschen Kollegen. Am 23. Februar wird Zola zur Höchststrafe verurteilt, ein Jahr Gefängnis und 3000 Franc Geldbuße. Wegen Formfehlern kommt es zu einem zweiten Prozeß, doch wird das Ergebnis des ersten am 18. Juli bestätigt. Noch in der selben Nacht flieht Zola nach England.

Der Kriegsminister will nun den Sieg perfekt machen und verweist öffentlich auf den von Henry gefälschten scheinbar Dreyfus belastenden Brief aus der „Geheimakte". Picquart reagiert darauf, indem er in einem Schreiben an den Ministerpräsidenten auf den manipulativen Charakter dieser Akte hinweist. Um Picquart zu widerlegen, beauftragt der Minister seinen Ordonanzoffizier, die Echtheit der Unterlagen zu überprüfen. Dabei entdeckt dieser zum Entsetzen seines Chefs am 13. August 1898, daß es sich bei dem Brief des italienischen Militärattachés tatsächlich um eine Fälschung handelt. Er erkennt unter Lampenlicht, daß Größe und Farbe des Rautenmusters des Papiers bei den Originalteilen des Briefes und dem von Henry eingesetzten mittleren Teil nicht identisch sind. Mit diesem Faktum konfrontiert, gesteht Henry. Er wird verhaftet und am nächsten Tag mit durchschnittener Kehle aufgefunden. Der Kriegsminister kann sich mit seiner Politik, den Vorfall zu ignorieren, im Kabinett nicht durchsetzen, und tritt am 3. September 1898 zurück. Am selben Tag stellt Alfred Dreyfus' Ehefrau, Lucie Dreyfus, einen Revisionsantrag. Am 26. September entscheidet der Ministerrat, das Kassationsgericht solle sich mit dem Revisionsantrag befassen.

In der Tat kommt es vom 7. August bis zum 9. September 1899 in Rennes zu einem zweiten Prozeß. Es kommt zu einem Kuhhandel, welcher der Armee ihr Gesicht wahren läßt und Dreyfus die Freiheit bringt. So wird der Angeklagte einerseits erneut schuldig gesprochen, aber andererseits werden ihm mildernde Umstände bescheinigt und ihm wird in Aussicht gestellt, vom Präsidenten der Republik begnadigt zu werden. Dreyfus, dem die Haftbedingungen auf der Teufelsinsel psychisch und körperlich zugesetzt haben, stimmt auf Drängen seiner Familie dem Handel zu. Er verzichtet auf eine Berufung und wird dafür begnadigt.

Drei Jahre später hält der Sozialistenführer Jean Jaurés die Zeit für gekommen, sich nicht mehr mit diesem (faulen) Kompromiß zu begnügen. Schließlich erfolgreich fordert er eine Wiederaufnahmeverfahren des Falles. Am 12. Juli 1906 hebt das Kassationsgericht das Urteil von Rennes auf und spricht Dreyfus vom Vorwurf des Landesverrats frei. Die Rehabilitation ist vollständig. Nach dem Urteil wird er wieder in die Armee aufgenommen, zum Schwadronskommandeur und Major befördert sowie Ritter der Ehrenlegion. An seine 1894 jäh unterbrochene zu den größten Hoffnungen Anlaß gebende Offizierskarriere kann er jedoch nicht wieder anknüpfen. Ein gutes Jahr später, im Oktober 1907, wird er in den Ruhestand versetzt. Nachdem er sich im Ersten Weltkrieg noch einmal hat reaktivieren lassen, stirbt der Oberstleutnant 1935 75jährig in Paris.

Die Wiege von Deutschlands größtem Flughafen

Vor 70 Jahren wurde der Frankfurt Airport mit der Landung einer Junkers Ju 52 der Deutschen Lufthansa eröffnet

Die Vorgeschichte des größten deutschen Flughafens reicht bis in die Zwischenkriegszeit zurück. Sie beginnt am 2. Juli 1924. Vor 82 Jahren schlossen sich angesehene Frankfurter Kaufleute und Firma zu einem Konsortium zusammen, um gemeinsam mit der Stadt Frankfurt und der „Junkers Luftverkehrs AG" die Vorgängerin der „Fraport AG", die „Süddeutsche Luftverkehrs AG, Frankfurt am Main" zu gründen.

Das im Westen Frankfurts gelegene alte Hofgut Rebstock, das 1909 schon der Internationalen Luftschiffahrt-Ausstellung (ILA) als Freigelände gedient hatte und bis 1914 von der „Deutschen Luftschiffahrt Aktiengesellschaft" (DELAG) als Heimatbasis für ihr Luftschiff betrieben worden war, wurde, erweitert durch hinzugekaufte weitere Flächen, zum Flughafen umgenutzt. Statt eines aufwendigen Neubaus von Verwaltungs- und Betriebsgebäuden entschied man sich für den Umbau des vorher landwirtschaftlich genutzten Gutsgebäudes.

Im Gründungsjahr hatte der Flugplatz Rebstock 234 Starts und Landungen mit 536 Fluggästen und 1102 Kilogramm Post. Bereits im darauffolgenden Jahr betrug die Zahl der Starts und Landungen sowie der Passagiere das Zehnfache. Bis zum Ende der Weimarer Republik wuchsen diese Kennzahlen derart, daß man bereits 1930 mit der Planung eines neuen Flughafens an einem anderen Standort begann.

Diesem Plan erging es wie so manch anderem, der in der Weimarer Zeit erstellt wurde. Er wurde erst nach der „Machtergreifung" von den Nationalsozialisten realisiert. 1933/34 fiel die Entscheidung für den Neubau eines Flughafens für Frankfurt und das Rhein-Main-Gebiet. Als Standort des neuen Flugplatzes wählte man den Schnittpunkt der Autobahnen Kassel–Frankfurt–Mannheim und Rheinland–Würzburg im Südwesten der Mainmetropole. Mit der Waldlage schien jederzeit eine Erweiterung möglich.



Junkers Ju 52 vor auf dem neuen Flughafen: Mit der Landung der „Tante Ju" wurde der Flugverkehr eröffnet. Foto: Fraport AG

Noch vor dem Abschluß des Genehmigungsverfahrens durch die Aufsichtsbehörden fällte der Reichsstatthalter und NS-Gauleiter für Hessen-Nassau, Jakob Sprenger, am 2. November 1934 den ersten Baum. Die Rodungs-, Erd- und Einsäharbeiten wurden von Notstandsarbeitern ausgeführt, die aus Mitteln der Arbeitslosenunterstützung und des Arbeitsbeschaffungsprogramms entlohnt wurden. Für die anspruchsvolleren Tätigkeiten wurden zusätzlich Stamm- und Facharbeiter eingesetzt. An 384 Unternehmen wurden Aufträge erteilt. Davon beteiligten sich 150 Betriebe an den Hochbauten. Die Versorgung des Geländes mit Elektrizität erfolgte über Kabel vom städtischen Kraftwerk; die Wasserversorgung wurde durch zwei 33 Meter tiefe Brunnen sichergestellt.

Nach 18monatigen Erschließungs- und Bauarbeiten wurde am 98. Geburtstag Ferdinand Graf von Zeppelins, dem 8. Juli 1936, in Anwesenheit zahlreicher Repräsentanten aus Staat und Gesellschaft, darunter neben Sprenger der Staatssekretär im Luftfahrtministerium General der Flieger Erhard Milch und der Oberpräsident Prinz Philipp von Hessen, der Flugverkehr auf „Rhein-Main" mit der Landung einer Ju 52 der Deutschen Lufthansa offiziell eröffnet. *M. R.*

Brutalst mögliche Aufklärung

Jürgen Roth deckt kriminelle Machtklüngel in Deutschland auf

Investigativer Journalismus ist ein oft verwendeter Begriff. Aber nicht jeder, der über etwas schreibt, ist automatisch investigativ. Etwa nur, weil es schön professionell klingt. Nein, ein nachforschender und aufdeckender Journalist, der untersucht die Hintergründe hinter dem Wahrnehmbaren, der deckt auf, was nicht offenbart werden möchte.

Jürgen Roth, das ist so ein investigierender Journalist und Buchautor. In seinem nun vom Eichborn-Verlag vorgelegten Buch „Der Deutschland-Clan“ klärt er über funktionierende Seilschaften in und zwischen Politik, Justiz und Wirtschaft in Deutschland auf. Er unternimmt, was Roland Koch forderte, die „brutalst mögliche Aufklärung“. Schröders „Gasprom“-Aufsichtsratsposten ist für Roth noch verhältnismäßig harmlos.

Im idyllischen Mecklenburg-Vorpommern enttarnt Roth bordellbekannte Polizeichefs, korrupte Justizbeamte und mafiaverstrickte Parlamentarier. Wer das Buch gelesen hat, mag nicht freiwillig nach Rostock, offensichtlich ein norddeutsches Palermo, fahren. Selbst die kuschelige Insel Hiddensee wird durch westlichen Zuzug bei Roth zu einem umspülten Dorado.

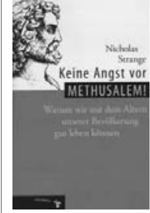
Müllklüngel in Köln, Bankenskandal in Berlin, eine mörderische Straußaffäre in Bayern und vieles mehr spült Roth hoch. Er führt Informationen zusammen und ergänzt sie durch eigene Recherchen.

Roth zeigt, wie das System verbrecherischer Netzwerke in Deutschland funktioniert, und hat dabei Mühe, Polemik und Zynismus auszuschalten.

Das Buch ist nichts für zartbesaitete Seelen.

Doch wer glaubt, Jürgen Roth verfalle angesichts der im freien Fall befindlichen Moral in Depression, der irrt. Entpolitisierung sei exakt die Wunschvorstellung des „Deutschland-Clans“. Das Buch ist ein Weckruf an alle Bürger, ein Aufruf, die Möglichkeiten der politischen Partizipation zu nutzen. *B. Knapstein*

***Jürgen Roth: „Der Deutschland-Clan“,** Eichborn Verlag; Frankfurt 2006, geb., 256 Seiten, 19,90 Euro, Best.-Nr.: 5505*



Provokant

Methusalem-Krise ist Legende

„Keine Angst vor Methusalem! – Warum wir mit dem Altern unserer Bevölkerung gut leben können“ lautet der provokante Titel des vorliegenden Buches, das so eine ganz andere Linie vertritt als jene, die derzeit in den Medien zu finden ist.

Ob nun der Bevölkerungsforscher Dr. Herwig Birg, der „FAZ“-Herausgeber Frank Schirrmacher oder andere berühmte Personen; alle warnen vor der demographischen Katastrophe, da Deutschland die Kinder ausgehen.

Und nun dieses Buch von Nicholas Strange. Wem? Nicholas Strange, 1947 in England geboren, studierte erst Psychologie und Philosophie in Oxford, später an der „London School of Economics“ und an der „European Business School in Fontainebleau“ Wirtschaftswissenschaften. Strange lehrt an der „Russischen Akademie der Wirtschaft“ in Moskau Betriebswirtschaft und Infographik. Letzteres ist bei der Lektüre von „Keine Angst vor Methusalem!“ sehr auffällig, da es kaum eine Seite gibt, die nicht mit Graphiken versehen ist.

Doch was sagt Nicholas Strange nun eigentlich? Der Autor belegt anhand zahlreicher Statistiken, daß wir bezüglich der zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte keine Angst vor der drohenden Überalterung haben müssen. Zwar würde auf den ersten Blick jeder Arbeitnehmer der Zukunft für mehr dem Arbeitsleben fernstehende Menschen (Kinder, Studenten, Kranke, Rentner) sorgen müssen, aber dies sei nur auf den ersten Blick so.

Grund: Es gäbe zahlreiche Reserven im Land, die man nutzbar machen könnte. So könnten junge Menschen bei einer komprimierten, besser strukturierten Ausbildung dem Arbeitsleben früher und somit länger zur Verfügung stehen.

Außerdem wäre die in Deutschland im Vergleich zum Ausland niedrige Frauenerwerbsquote zu erhöhen. Zudem könnte man die Frühverrentung reduzieren und das Heer der Arbeitslosen wieder integrieren.

Die nachvollziehbaren Beispiele des Autors sind durchaus einleuchtend. Für ihn sind andere Probleme viel schwerwiegender: "Die Sorgen und Ängste um die Überalterung unserer Gesellschaft, die hier als Methusalem-Legende zusammengefaßt und dargestellt wurden, verstellen uns den Blick auf andere, dringendere und nebenbei gesagt, viel leichter lösbare Probleme unserer Gesellschaft, die wir nur anpacken müßten, um das Gespenst zu verscheuchen.“ Erfrischend optimistisch! *Rebecca Bellano*

***Nicholas Strange: „Keine Angst vor Methusalem! – Warum wir mit dem Altern unserer Bevölkerung gut leben können“,** zu Klampen, Springe 2006, geb., 137 Seiten, 16,80 Euro, Best.-Nr. 5610*



»Mein Papa ist Priester«

Autorenduo deckt auf, was es nach der katholischen Kirche nicht geben darf

In katholischen Kreisen ist „Gottes heimliche Kinder – Töchter und Söhne von Priestern erzählen ihr Schicksal“ von Annette Bruhn und Peter Wensierski alles andere als positiv aufgenommen worden.

Schon in ihrem Vorwort gehen die beiden Autoren darauf ein, wie zurückhaltend die deutschen Bistümer sich bei den Recherchen zu dem vorliegenden Buch geäußert haben.

So gaben die meisten nur an, daß sie allenfalls von zwei, drei Kindern von Priestern in ihrem Sprengel wüßten, doch damit ließen sich die Autoren nicht abspeisen und forschten nach. Hierbei war ihnen auch der Verein der vom Zölibat betroffenen Frauen eine große Hilfe, andere Informationen erhielten sie durch Zufall.

Die sich über Jahre hinziehenden Recherchen haben zwar nicht ergeben, wie viele Kinder von Priestern gezeugt worden sind – das war auch nicht das Ziel –, doch es wurden einige erschütternde Einzelschicksale gesammelt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

„Aus Sicht der Kirche bin ich eine Sünde, aus meiner Sicht bin ich eine Freude“, erzählt der 62jährige Lokführer Günter, der im ganzen eine sehr positive Einstellung versprüht, obwohl er von seiner Mutter zu Pflegeeltern gegeben wurde, später als billiger Knecht auf dem Hof seines Stiefvaters arbeiten mußte, wo man ihm immer deutlich machte, daß er ein „Nichts“ sei. Erst als Erwachsener macht er sich auf die Suche nach seinem Vater, der ihm erzählt, wie verführerisch er Günters Mutter damals fand, der sich bezüglich seines eigenen Verhaltens allerdings keinerlei Schuld bewußt ist.

In einem anderen geschilderten Fall versucht die Mutter von der Kirche Unterhaltszahlungen für ihre Tochter zu erstreiten – vergebens. Auch die Mutter ihres Priestergeliebten verweigert jeden Kontakt zu der eigenen Enkelin.

Aber nicht alle Priesterväter entziehen sich ihrer Verantwortung. Das Autorenduo stellt einige Männer vor, die für ihre Kinder ihr Amt aufgegeben haben und häufig mit Schimpf und Schande aus der katholischen Kirche gejagt und gemieden wurden. Für viele war die völlige Veränderung ihres Lebens jedoch so bedrückend, daß sie ihren Frust an den Kindern ausließen.

Bei einer Familie hat der Priester seine Lebensgefährtin offen als Haushälterin beschäftigt. Zwar kann die Familie unter einem Dach leben, doch die Kinder leiden unter der Heimlichkeit, da sie niemandem offen sagen dürfen, wer ihr Vater ist, obwohl fast alle im Ort informiert sind.

Die Heimlichkeit bedrückt nicht nur die Kinder, sondern auch das Paar, daß nur im gemeinsamen Urlaub gemeinsam Essen oder ins Kino gehen kann.

„Einem Mann zu verbieten, eine Frau zu lieben, ist genauso, als würde man einem Vogel verbieten zu fliegen“, wird die 25jährige Priestertochter Simone aus Niedersachsen zitiert. Womit deutlich wird, daß das vorliegende Buch auch ein Plädoyer gegen das Zölibat ist. *Bel*

***Annette Bruhn und Peter Wensierski: „Gottes heimliche Kinder – Töchter und Söhne von Priestern erzählen ihr Schicksal“,** Spiegel und dtv, München 2006, broschiert, 239 Seiten, 9 Euro, Best.-Nr. 5611*



Ungeliebt

– und vom Leben geprügelt

„Unter jedem Dach ist ein Ach!“ In der autobiografischen Erzählung Anitas Lompas „Sonntagskind mit Hindernissen“ stößt der Leser leider auf so viele solcher „Achs“, daß er schon bald zu der Erkenntnis kommt, daß die Autorin in ihrem bisherigen Leben alles andere als vom Glück verwöhnt wurde.

Und dabei fing alles doch so gut an: „Ich wurde an einem strahlenden Sonntag, am 10. Juli 1938, geboren. Jedoch verlief mein Leben nicht strahlend und voller Sonnenschein! Enttäuschung, Verzweiflung und Kampf – das war mein Leben!“

Nicht genug damit, daß Anita Lompa schon als kleines Kind von ihren Eltern für alles und jedes verprügelt wurde, so mußte sie als Dank, kaum, daß sie alt genug war, kräftig im Haushalt mit anpacken – für eine unbeschwerte Kindheit blieb ihr keine Zeit.

Da Anitas Vater in den 1940ern in den Krieg mußte, blieben viele Aufgaben als älteste Tochter neben Schwester Sybille und Bruder Peter an ihr hängen. „Ich wurde zur Selbständigkeit erzogen. Mutter schickte mich überall hin, und ich mußte aufpassen. Lief etwas falsch, gab es Schläge.“

1945 mußte die Familie aufgrund des Zweiten Weltkrieges das ostpreußische Bokellen verlassen. Zunächst versuchte man, sich in Schleswig Holstein ein neues Leben aufzubauen.

Als der Vater gesundheitlich schwer angeschlagen aus dem Krieg heimkehrte, schlug ihr für ihren Fleiß und ihre Aufopferung für die Familie jedoch nur Undank entgegen. „Vater lag fast ein ganzes Jahr im Bett. Eine schlimme Zeit. Ich bekam für alles Prügel. Wenn meine Geschwister was anstellten, bekam ich die Hiebe. Ich fing an, alle zu hassen ... Nun war ich gerade zwölf Jahre geworden und müde, müde und ausgelaugt wie eine alte Frau. Ich mußte morgens zur Schule, nach der Schule den Haushalt machen, die Wäsche waschen, einkaufen und alle Botengänge.“

Anita Lompa berichtet erstaunlich erfrischend über all die negativen Erlebnisse, die ihr als Mädchen, junger Frau und verheirateter Mutter widerfahren sind.

Ohne Verbitterung, lediglich mit einer Prise Sarkasmus gewürzt sind ihre Erzählungen über ihren undankbaren egoistischen, arbeitsunfähigen kranken Ehemann, ihren Laden, der leider Pleite ging, da niemand den Schneid besaß, ihr nach einem Herzinfarkt beizustehen, ihre leider ebenfalls undankbare, nicht gehorchende Tochter, den mißratenen Beinah-Liebhaber und zu guter Letzt über ihre Einsamkeit, die Einsamkeit einer Frau, die nie etwas anderes wollte, als so geliebt und akzeptiert zu werden, wie sie ist. *A. Ney*

***Anita Lompa: „Sonntagskind mit Hindernissen“,** Frieling Verlag, Berlin 2006, broschiert, 128 Seiten, 7,90 Euro, Best.-Nr. 5612*



Mißachtete Truppe

Franz Uhle-Wettler über die Schwächen der Bundeswehrführung

Im Frühjahr erschien ein Buch, dem man weiteste Verbreitung und Beachtung wünscht, weil es Grundfragen unserer deutschen Gesellschaft, besser: der Verfaßtheit unserer Nation berührt. Es handelt sich um das Werk des im Ruhestand lebenden Generalleutnants der Bundeswehr Dr. Franz Uhle-Wettler mit dem Titel „Rührt Euch! – Weg, Leistung und Krise der Bundeswehr“. Wer glaubt, hier ginge es nur um die Bundeswehr und ihre Soldaten, der greift zu kurz. Es wird nach der Lektüre des in tadellosen Deutsch geschriebenen und nicht allzu umfangreichen Buches klar, daß die Zustände in der Bundeswehr nicht isoliert zu sehen sind, sondern einen Ausschnitt aus den Verhältnissen in Deutschland bieten.

Uhle-Wettler, 1927 geboren, Flakhelfer, Reichsarbeitsdienst, Seekadett der Kriegsmarine, Kriegsgefangener, dann Studium unter anderem in den USA, anschließend mit dem Fahrrad nach Indien, um zu studieren, dann zu Pferd durch Afghanistan und Ostpersien, anschließend Promotion in Deutschland, trat am 1. Oktober 1956 in die Bundeswehr als Fahnenjunkerunteroffizier ein. Er gehörte also zu jenen, die die Bundeswehr aufgebaut haben und heute von einer bestimmten Gruppierung diffamiert werden. Als er 1987 mit dem Großen Zapfenstreich von der Bundeswehr verabschiedet wurde, war der Generalleutnant drei Jahre lang Kommandeur des „Nato Defence College“ in Rom gewesen.

Vor allem aus Briefen, die er aus seinen jeweiligen Dienstpositionen im Laufe der Jahrzehnte an die Familie, an Freunde und Kameraden im in- und Ausland geschrieben hat und die er hier abdruckt, erfahren wir von den jeweiligen Schwierigkeiten, aber auch von den Erfolgen beim Aufbau und der Gestaltung der Truppe. Von Anfang an kritisiert der Offizier, daß es keine klare Linie in der Ausbildung der Soldaten gab. Es ging vorrangig um die Forderung nach demokratischer Gesamtordnung der Bundeswehr, weniger aber um ihre Kampfkraft. Allgemein herrschte in der Bundeswehr wie in der gesamten Gesellschaft Desorientierung, es gab (und gibt) auch keine führende Schicht, die gewillt oder in der Lage wäre, Orientierung zu bieten. So konnte es nicht ausbleiben, daß den Soldaten das Vertrauen in Vorgesetzte verlorenging. Es bildete sich das Gefühl, daß die Truppe der obersten Führung bis zum Verteidigungsminister nicht am Herzen liegt.

Dazu trug nicht zuletzt bei, daß von Anfang an die Bundeswehr nicht in ausreichendem Maße finanziell ausgestattet wird, um ihren Auftrag wirklich erfüllen zu können.

Nach seiner Beobachtung wird Ende der 50er Jahre die Bundeswehr „von unten nach oben immer schlechter“. Positiv äußert sich Uhle-Wettler über die Wehrpflichtigen, die zumal in der Grundausbildung bereit sind, alles zu geben. Wenig hält er von der propagierten Inneren Führung, die er in weiten Bereichen als weltfremd, als phantastische Utopie ansieht, von ihr im übrigen aber meint, daß jede moderne Armee, ob die Rote Armee der UdSSR, die Waffen-SS, die US-Army, ob die Nationale Volksarmee oder die Bundeswehr, nach dem Leitbild des Staatsbürgers in Uniform geführt worden ist. In einem bemerkenswerten Beitrag belegt er, daß die Grundgedanken der Inneren Führung der nationalsozialistischen Truppenführung entsprechen.

Negativ für die Armee wirkt sich nach seiner Ansicht die Intellektualisierung in der Offiziersausbildung aus. Sie wird im Ernstfall, und dafür wird die Bundeswehr ausgebildet, nicht helfen, ein tapferer Soldat zu sein, zumal die Quelle der moralischen Stärke eines Offiziers, die Standesehre und der Korpsgeist, heute bewußt verschüttet wird.

Uhle-Wettler verlangt feste Bindung des Soldaten an Tradition und / oder Religion. Eine politisch gewollte Ausbildung produziert die „Ungebildetsten Offiziere der deutschen Geschichte“.

Zwar sind sie intellektuell etwa durch ein Studium der Volkswirtschaft oder des Maschinenbaus in diesen Fächern ausgebildet, beherrschen aber häufig die einfachsten praktischen Dinge des Soldatseins nicht.

In Nato-Stäben wird ihm zu seiner Erschütterung deutlich, daß die deutschen Offiziere im Gegensatz zu ihren ausländischen Kameraden „ihren nationalen Paß am Eingang abgegeben haben“; für sie gibt es keine deutschen Interessen.

Eingestreute Berichte über Erlebnisse sowie Anekdoten machen das Buch lebendig und die Lektüre zu einem Vergnügen. In seiner Schlußbetrachtung stellt der Autor fest, daß offiziell gern die Integration der Streitkräfte in die Gesellschaft als wichtigstes Ziel hervorgehoben wird. Nie seien die deutschen Streitkräfte so vollkommen in die Gesellschaft integriert gewesen. Dann schweift sein Blick auf die Ministerbänke und er entdeckt keinen einzigen mehr, „der seiner gesetzlichen Wehr- oder wenigstens seiner Ersatzdienstpflicht gefolgt war. Ein Blick aufs Parlament oder auf die Meinungsfürsten zeigt ähnliches“. Seine Gedanken gehen eher zu seinen Soldaten, die oft mehr als ihre Pflicht tun und deren Haltung mehr Achtung verdient, als die jener, „die sich mitsamt ihrem Verfassungspatriotismus und ihrer Gesetzestreue und ihrer Integrationsbegeisterung mit Hilfe zwei- und eindeutiger Methoden um ihre gesetzliche Dienstpflicht herumlaviert haben“.

Das Buch schildert den Zusammenstoß eines Mannes, der bewußt und gerne Soldat war und ist, mit der Bundeswehr. Daß bei dem Zusammenstoß manches hohl klingt, das liegt nicht an dem Verfasser des glänzenden Buches. *H. J. von Leesen*

***Franz Uhle-Wettler: „Rührt Euch! – Weg, Leistung und Krise der Bundeswehr“,** Ares Verlag, Graz 2006, geb., 216 Seiten, zahlr. s/w-Abb., 19,90 Euro, Best.-Nr. 5336*

MELDUNGEN

Prag rückt ab von Schmähung aller Deutschen

Berlin – Der Vorsitzende der Gruppe der Vertriebenen, Flüchtlinge und Aussiedler der Unionsfraktion im Bundestag, Jochen-Konrad Fromme, hat die Würdigung sudetendeutscher NS-Widerstandskämpfer durch den tschechischen Ministerpräsidenten Jiri Paroubek als hoffnungsvolles Zeichen gewertet. Prag sei damit von der pauschalen Verunglimpfung Deutscher, die noch beim Wahlkampf vor vier Jahren vorherrschend gewesen sei, abgerückt.

Juden: Schulfach »NS-Zeit« nötig

Berlin – Der „Zentralrat der Juden in Deutschland“ fordert die Einführung eines eigenen Fachs „NS-Zeit“ an deutschen Schulen. Zentralratsvorsitzende Charlotte Knobloch kritisierte, daß der Nationalsozialismus an deutschen Schulen im Unterricht bislang „viel zu kurz kommt“. Die Präsidentin der Kultusministerkonferenz, Ute Erdsiek-Rave (SPD), hat den Vorschlag mit Zurückhaltung aufgenommen. Der „Deutsche Lehrerverband“ (DL) wies Knoblochs Forderung zurück. Es bestehe die Gefahr, daß die Schüler „die Jalousien runterlassen“, wenn sie noch intensiver als bisher schon mit dem NS im Unterricht konfrontiert würden, so DL-Präsident Josef Kraus.

ZUR PERSON

Cottbusser Fenstersturz



Sofort beurlauben würden die Cottbusser am liebsten ihre Bürgermeisterin **Karin Rätzel** (59) – per Bürgerentscheid abgewählt haben sie sie bereits. Lange wirkte der Ort in der Lausitz auf Besucher im Vergleich zu anderen Städten der Region wie Görlitz zurückgeblieben – auch dafür bekam Rätzel jetzt die Quittung. Schon einmal waren die Bürger der Dame überdrüssig: Damals, 2000, war sie für die Finanzen der Stadt zuständig.

Die Parteilose (aus der SPD ausgetreten) wurde diesmal abgewählt, weil mehr als ein Viertel der 88 000 Wahlberechtigten gegen ihren Verbleib im Amt waren (Wahlbeteiligung 35 Prozent). Eine große Parteienkoalition betrieb ihre Ablösung, wirft ihr Führungsschwäche und autoritäre Leitung vor. Ob Einkaufszentrum oder Großkino – unter Rätzels Ägide ging nichts. Wichtige Bauprojekte habe sie verzögert, ihre Arbeit im Aufsichtsrat der Stadtwerke sei mangelhaft gewesen (Beinahe-Pleite), sorglos sei sie mit städtischen Mitteln umgegangen, so die Vorwürfe. Durchaus vorsorglich sicherte sich Rätzel dagegen für den vorzeitigen Ruhestand 75 Prozent ihrer bisherigen Bezüge (für vier Jahre).

Die Stadtverordneten der sieben Fraktionen in Cottbus entdecken indes neue Gemeinsamkeiten, nach außer Wahlkampf wenig Lust. Ihr einhelliges Urteil: Jetzt kann es nur besser werden. Karin Rätzel wiederum, eigentlich bis 2010 gewählt, will sich in Norddeutschland zur Ruhe setzen. *SV*



Zeichnung: Bernd Zeller

Beck muß weg!

Warum Beck weg muß? In Deutschland ist er nicht mehr sicher und die Italiener wünschen sich so sehr einen Problembären / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Wir hätten uns das ja auch am Wahlabend überlegen können, ob sich ein solch kleines Land wie Deutschland eine solch große Koalition überhaupt leisten kann. Als wir draußen am Feiern waren, haben sich die gierigen Langfinger aus Berlin auf Raubzug begeben. Mit der Operation „Gesundheitsreform“ sind sie uns in aller Stille an die Tresore gegangen. Am Anfang der großen Feierei hätten wir sie gar nicht bemerkt. Da war die Party nämlich am lustigsten, da durfte man noch verlieren, ohne gleich rauszufliegen, und alle 32 spielten noch mit bis hin zu den niedlichen Exoten von Trinidad und Tobago bis Togo und Takatukaland.

So ab der Mitte aber wurde das große Sportfest immer ernster, Zähne klapperten, Tränen kullerten und es gab tagelange Pausen, in denen wir zur Abwechslung mal wieder zu Hause vorbeischauten. Da haben wir sie erwischt! Mit prallen Säcken sind sie davongeschlichen. Komplize Kauder veräppelte uns noch zum Abschied: „Das Wort der Kanzlerin steht, daß es keine weiteren Steuererhöhungen geben wird.“ Eine so lange Nase hat uns schon lange keiner mehr gedreht. Wir sind ungehalten!

Das Satiremagazin „Titanic“ dreht völlig durch vor Wut und titelt unter dem Bild von SPD-Boß Beck: „Knallt die Bestie ab!“ Beck sei ein Problembär, außer Rand und Band, warnt das Blatt. Also: Auf ihn mit Geballer. Na ja, über Geschmack läßt sich streiten. Und genau das hat Problembeck auch vor: Er klagte umgehend gegen „Titanic“ auf Unterlassung. Richtig so! Wo kommen wir denn hin, wenn solche Aufrufe straflos durchgehen?

Muß Beck nun um sein Leben fürchten? Wollen wir „wieder abwarten, bis es zu spät ist“? Wollen wir nicht, also müssen wir den Parteiteddy aus dem Pfälzer Wald in Sicherheit bringen, bevor bayerische Waidmänner seine Fährte aufgenommen haben.

Aber wohin bloß? Wer will einen Ursus Genossus haben, der soeben zusammen mit seinen schrägen Freunden im Schutze der WM-Party die Schatulle seines Herrchens geplündert hat? Nun, vielleicht könnten wir ihn den Italienern anbieten. Die vermissen seit Brunos Ableben nämlich einen Bären und würden sich sogar mit Brunos Kadaver zufriedengeben. Von dem Gesundheitsreform-Coup müssen wir ihnen ja nichts erzählen. Erstens nehmen sie ihn dann womöglich nicht und zweitens sind wir keine Petzen wie diese Römer, die unseren Frings an den alten Blatter verpfiffen haben, nur weil der Junge sich einen rinderwahnsinnigen Gaucho vom Halse halten mußte. Verdient hätten sie den Beck schon allein dafür.

An das Leben in der freien Wildbahn Italiens wird sich der Gute schon gewöhnen, zumal man da beim Mausen nicht so häufig erwischt wird und einem daher auch niemand an den Wuschelohren zieht wie die gesamte in- und ausländische Presse nach der Gesundheitsabräume.

> Im Dschungel weiß man nie: Deshalb sind die Bundis im Kongo sogar auf die Eiszeit vorbereitet

Allerdings birgt das Leben am Busen der Natur seine erheblichen Härten, welche die Waldbewohner und alle ihre Nachfahren auf Jahrtausende hin prägen können. Britische Forscher haben herausgefunden, daß das Leben auf der Insel während der Steinzeit weitaus brutaler ablief, als sie bislang annahmen. Bei der Untersuchung von 5 000 bis 6 000 Jahre alten Britenschädeln stellte sich heraus, daß jeder 20. von ihnen schwere Kopfverletzungen erlitten hatte, jeder 50. hat den Keulenhieb nicht überlebt. Einem Urbriten hatten sie sogar die Ohren abgeschnitten. Was seinerzeit gegen den verbeiteten Hooliganismus unternommen wurde, ist nicht überliefert, da es aus dieser düsteren Epoche natürlich keine Polizeiberichte gibt.

Da wir nun wissen, von welchem Stamm die Inseläpfel in unsere WM-Städte gefallen sind, macht es uns froh, daß die Sicherheitskräfte den englischen Keulenschwingern diesmal die Waffen abgenommen haben und die übelsten Inselrabauken gar nicht erst ins Land ließen. Doch wollen wir nicht ungerecht sein: Daß es gewaltmäßig, auf der Insel schon vor Jahrtausenden hoch herging, überrascht uns zwar weit weniger als die britischen Forscher. Die reine Idylle aber wird Mitteleuropa auch nicht gerade gewesen sein in einer Epoche, in der sämtliche zwischenmenschlichen Reibereien noch ganz ohne psychologische Konfliktberatung ausgetragen werden mußten.

Die strammen Naturburschen waren daher im ganzen ein wenig rauher als wir verzärtelten Zivilisationsmimosen. Wer ähnlich grobe, psychologisch unbetreute Kerle in ihren unwegsamen Ländern heute besuchen geht, sollte daher gut gewappnet sein gegen alle denkbaren Unbilden.

Unseren Jungs und Mädels von der Bundeswehr sind jedenfalls auf alles vorbereitet, was ihnen im wilden Kongo widerfahren könnte, und dürfen sich daher so sicher fühlen wie ein Italiener in Varus' Schoß. Die treusorgenden Ausrüster der „starken Truppe“ haben an alles gedacht und sogar für einen plötzlichen Kälteeinbruch vorgesorgt, als ihnen bekannt wurde, daß in der Region erst von wenigen hundert Millionen Jahren eine Eiseskälte geherrscht haben soll. Daher hat man den Soldaten Winterschlafsäcke, dicke Stiefel und ausschließlich lange Hosen eingepackt.

Wegen der Kontinentalplattenverschiebung ist es zwar seit der Zeit von Rieseninsekten und Sauriern brütend heiß dort unten. Aber wer weiß denn, wann sich das wieder ändert? Ganz nebenbei erlangen wir mittels der Ausrüstung der Soldaten einen gewissen Überblick über den Zeitrahmen, den Franz Josef Jung für den Kongoeinsatz ansetzt. Er hat was von „Weihnachten wieder daheim“ gesagt. Wie andere deutsche Heerführer vor ihm vermied er es jedoch, die Jahreszahl hinzuzufügen.

Die Soldaten sind allerdings Kinder unserer Epoche und daher ungeduldig. Sie rechnen in Monaten statt wie die Hardthöhe in Zeitaltern der Erdgeschichte und wollen nicht schwitzen, bis sich Zentralafrika vom Äquator weg den Polkappen nähert. Ergo haben sie sich heftig beschwert bei Jung, der Abhilfe versprach in der schneidigen Sprache, die Machertypen wie ihm eigen ist: „Da muß man noch einmal nachfragen.“

Während der Minister „noch mal fragen“ geht, besorgen sich die Soldaten den Sommerkram eben selbst. Sogar Sonnenbrillen, wobei man sich fragt, wozu sie die brauchen im „finsteren Herzen Afrikas“, wie sie den Kongo nennen, seitdem die belgische Kolonialmacht die dortige Bevölkerung binnen einer Generation auf die Hälfte heruntergelyncht hat.

Das belgische Erbe wird bis heute rege gepflegt am Kongo, sogar die Sitten und Gebräuche der Herren aus Brüssel, wie das Abhacken von Gliedmaßen bei ungenügender Arbeitsleistung, ist in den Alltag vieler Kongolesen eingeflossen, wie Bildreportagen aus dem Land beweisen.

Die Belgier reden nicht gern über dieses Kapitel. Da sind wir besser, was den Umgang mit unseren Schatten angeht – dachten wir zumindest bis jetzt! Charlotte Knobloch vom Zentralrat der Juden hat aufgedeckt, daß die jungen Menschen in Deutschland viel zu wenig über die Nazizeit lernen (siehe Meldung). Die Lehrer fühlen sich zu Unrecht bekrittelt. Noch mehr Nazigeschichte im Unterricht könnte kontraproduktiv wirken, wenden sie ein.

Wie denn? Vielleicht so: In der „Hannoverschen Allgemeinen Zeitung“ wurde unlängst der Anne-Frank-Zweiteiler im Fernsehen mit der denkwürdigen Überschrift „Wider dem Vergessen“ angekündigt. Offenbar haben die Deutschlehrer des Redakteurs vor lauter NS-Kunde am Ende versäumt, noch kurz den Komplex „Nominativ-Genitiv-Dativ-Akkusativ“ zu streifen.

Ach, was soll's. Gedenken kann man auch als Analphabet. Demnächst kaspert Helge Schneider (Komponist und Sänger des Liedes „Katzenklo“) als „Mein Führer“ in einer derben Hitler-Klamotte über die Leinwand. Das Gedenken ist den Deutschen so vertraut geworden, daß sie es von blödem Gekicher nicht mehr trennen mögen.

ZITATE

Der deutsche Fußballnationalspieler ***Christoph Metzelder*** *sieht in der „Frankfurter Allgemeinen“ vom 29. Juni* ***Parallelen*** *zwischen der deutschen* ***WM-Mannschaft*** *und* ***dem Land*** *insgesamt:*

„Ich glaube, daß wir als Team sinnbildlich für dieses Land stehen. Wir sind eine Mannschaft, die in der Kritik stand und der man nicht viel zugetraut hat – und die trotzdem gezeigt hat, daß sie in der Lage ist, viel zu schaffen.“

Der niedersächsische ***Landtagspräsident Jürgen Gansäuer*** *(CDU) kritisiert im Hannoveraner Landesparlament die* ***Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft*** *(GEW) hart für ihre (nach überwältigenden Protesten zunächst abgebrochene) Kampagne gegen die deutsche* ***Nationalhymne****:*

„Bei einer Organisation, die sich aus Lehrern zusammensetzt, sollte man, abseits aller Meinungsverschiedenheiten, wenigstens erwarten können, daß sie historisch korrekt argumentiert. Und genau daran machen sich die Sorgen vieler Eltern fest. Sie sind nach diesem Vorgang nämlich nicht mehr sicher, ob ihre Kinder hinter den verschlossenen Klassentüren nicht unzulässig indoktriniert werden.“

Wie im Märchen

Es war einmal ein Schmuddelfrosch,
ein ziemlich rabiater,
der wild auf Polizisten drosch –
ihr glaubt's nicht? Ja, das tat er.

Dann suchte er ein zweites Bein
und wurde Umweltretter –
so zog er in den Landtag ein
und wurde immer fetter.

Zum Quaken hatte er Talent,
beherrschte die Register
und schaffte es ins Parlament,
ja wurde gar Minister!

Doch nützte nicht das feinste Tuch
samt blütenweißem Kragen:
Es blieb auch weiter ein Geruch
aus alten Prügeltagen.

Da endlich kam ein breiter Kuß
von All-Breit Madeleine
und brachte – selbst zwar kein Genuß –
die Altlast, schmatz, ins Reine.

Der grüne Frosch war nun ein Prinz –
was soll ihn noch genieren,
wenn hin und wieder Kunz und Hinz
dort unten querulieren!

Denn wer gesalbt vor aller Welt
mit allerhöchsten Weihen,
dem darf – vom Schicksal so bestellt –
nur Bestes angedeihen.

Bis eines Tags im eignen Land
– es grenzt fast ans Absurde –
sein Aufstieg jäh ein Ende fand,
und er entbehrlich wurde!

Erneut griff ein die gute Fee –
wir hörten es im Juni:
Der Prinz verzieht nach Übersee,
nach Prinzton an die Uni.

Drum Kinder, nehmt die Schule leicht,
denn Demos sind gescheiter,
und etwas Lesen, Schreiben reicht
zur Karriereleiter.

Pannonicus